



Berlin, den 5. Dezember 1905.

Prozeß Kwilecka.

Vier Momente haben sich während der Hauptverhandlung wider Kwilecka und Genossen in mein Gedächtniß gedrückt. Aus der im vorletzten Hefte erzählten Prozeßgeschichte weiß der geduldige Leser, daß der siebenjährige Streit von der Frage ausging, ob der am dreißigsten Januar 1897 auf dem Berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Wolff Graf Kwilecka angemeldete und später von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski getaufte Knabe das eheliche Kind des Grafen und der Gräfin Wessierski-Kwilecki ist oder von Caecilie Parcza in außerehelichem Geschlechtsverkehr ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren wurde. Der Hauptmann war aus Kralau als Zeuge geladen worden; er sollte aussagen, ob er in dem Kinde sein Fleisch und Blut erkenne. Zwischen den zwei Knaben stand er vor dem Schwurgericht; rechts der kleine Graf, links der rachitische Junge, den der edle Bahnwärter Meyer, als er Caecilie Parcza geheirathet hatte, an Kindesstatt annahm. Prüfend hastet das Auge des Zeugen auf dem Kümmerling und schweift dann, ein Bißchen scheu, nach der rechten Seite hinüber. Spannung im Saal. Wird die Stimme des Herzens jetzt sprechen? Kurze Pause. Leis hebt der Zeuge die Achseln, schüttelt leicht den Kopf: unmöglich; er kann nichts sagen. Caecilie war sein Liebchen und hat zwei Knaben geboren; für den ersten hat er Alimente geliefert, für den zweiten nicht. Den hat das Mädchen bald nach der Geburt an vornehme Leute weggegeben und der Vater hatte keinen Grund, dreinzureden. Niemals hat der Herr Compagniechef die Kinder gesehen; woher soll er also wissen, ob der hübsche Knirps zur Rechten sein Sohn ist? Die Spannung löst sich. Ein Schaudern huscht durch die Reihen; „der Menschheit bester Theil“. Ein Ge-

tuschel. Das *δαυδάσειν*, in dem Plato den Anfang aller Weisheit sah. Ohne Tünche, ohne den Hochromsirniss, den die soziale Heuchelei als Glanzdecke über alle menschlichen Beziehungen des Europäerkulturkreises breitet, zeigt sich, in grausamster Natürlichkeit, dem Blick hier das Leben. So ist's. Jahre lang hat dieser Mann diese Frau in heißen Stunden an sich gepreßt, mit brünstigem Gestöhn sie umschlungen, mit gieriger Lippe ihren Athem geschlürft: die Frucht so zärtlicher Vereinung sah er nie. Das älteste Bübchen leidet an der Englischen Krankheit? Da sind zehn Gulden, mein Schäschen; für Doktor und Apotheker. Der Zweite — hattest du ihn ja wohl Leo genannt? — ist von einer feinen Dame adoptirt? Recht hast Du gemacht; ihm wird nichts abgehen und Du hast die Arme frei. Ein Haupttreffer. Servus, Tschaperk!.. Nach österreichischem Gesetz hat das außereheliche Kind Anspruch auf eine dem Vermögen des Vaters angemessene Erziehung und Versorgung. Wenn Caecilie auch ein artiges, bequemes Mädel war: für alle Fälle ist's angenehm, wenigstens den einen Jungen loszusein. Doppelt angenehm, daß die süße Kleine auch noch unters Ehedach kommt. Die Folgen solches Verhältnisses mag man doch nicht sein Leben lang mitschleppen. Wahrscheinlich hat das schöne Stück Geld, das Tischen für den sauberen Kleinen erhielt, den Freier herangelockt. Ein Weichensteller! Die Leute kennens nicht anders, sind am Ende noch stolz darauf, daß ihre Frau einem Kavaller genügt. Nun ist Allen geholfen. Und wessen Verdienst ist's denn, daß der Leo so sauber wurde und Blaublütigen keine Schande macht? Von wem hat er das Adelige? He? Geh, sei nicht faß! Aus is; und aus mußte es ja einmal sein. Kriegst einen fetschen Mann und wirfst mich vergessen. Servus, Kagerl; ich muß zum Tarock. . . Der Vater, der seine „natürlichen“ Kinder nicht kennt, nicht kennen will, im Gerichtssaal zum ersten Mal sieht: ein Stoff für Tolstoi. Doch Nechljudow war aus anderem Holz als der krafauer Compagniechef. Der reist sorgenlos nach Galizien heim und schreibt, als er noch einmal vorgeladen wird, an das Gericht, er sei bei der ersten Fahrt nicht auf die Kosten gekommen, habe aus seiner Tasche zugelegt und verzichte, da mit der Zeugengebühr so gekaufert werde, auf die Wiederholung des theuren Spases. Ein paar Tage in Berlin sind ganz nett; eine Hauptmanns-gage reicht aber nicht sehr weit. Der Brief ist der Mann. Auf der Bühne würbeer nicht nur die Frauen ein arger Bösewicht dünken. Im Schwurgerichtssaal, wo Akustik und Optik stets an Schauspielhäuser erinnern, geht's ihm wie Gretchen im Dom: „Die Hände Dir zu reichen, schauerts den Reinen.“ Und doch ist der Offizier gewiß ein guter Mann und ein frommer Christ; und wie ers mit Caecilie hielt, haltens aber-

tausend Kavaliere (und Bürgerliche aller Stände und Proletarier sogar) mit ihren Mädchen. Der Menschheit bester Theil ist nichts für skrupellose Gemüther. Schnell wieder die Glanzdecke her! Gott sei Dank: die hauptmännliche Episode ist abgethan. Schon wird am Tisch der Ankläger und Richter wieder von der „zerrütteten“ Ehe der Gräfin Isabella gesprochen. Zerrüttet ist sie, weil die Frau manchmal schalt, der Mann sich manchmal an fremdem Reiz wärmte. Andere Männer bleiben standhaft auf dem schmalen Tugendpfade der Monogamie; andere Frauen lassen nie ein zänkisches Wort über die Lippe: also ist diese Ehe zerrüttet und diesem Ehepaar ein Kind, die Frucht zeugender und empfangender Liebe, nicht zuzutrauen. Iudex ergo cum sedebit, quidquid latet, adparebit. Das Schaudern ist der Andacht gewichen. Ganz hinten nur höhnt Einer: Woher, Ihr Herren, nähme der König seine Rekruten, wenn alle à la Kwiłeck zerrütteten Ehen kinderlos blieben? Und weil er schon einmal beim Nörgeln ist, fragt er weiter: Warum riefet Ihr den Hauptmann weither, da Ihr doch wußtet, daß sein Knabe in der fünften Lebenswoche von der Mutter verkauft ward, vom Vater also, selbst wenn er ihn je gesehen hätte, nicht wiedererkannt werden konnte? Zeitverlust und Kosten seien Euch verziehen. Aber müßtet Ihr nicht die Folgen so zwecklosen Thuns bedenken? Der armen Frau Meyer wird künftig keine Gevatterin den Rückblick auf das Militärverhältniß ersparen; und der Hauptmann kann froh sein, wenn er sich im dunkelsten bosnischen Winkel vor der Klatschsucht verstecken darf, froh, wenn der Widerhall der Gerichtsverhandlung ihm nicht eine Braut, eine Wittgift, eine Erbhoffnung raubt. Das habt Ihr erreicht. Ist's nicht schon schlimm genug, daß die Angeklagten während des Prozesses oft Rechtsgüter verlieren, die der Freispruch ihnen nicht zurückbringen kann? Müßten auch noch Zeugen, die zur Aufhellung des Thatbestandes gar nichts beizutragen vermochten, mit ihrem guten Ruf, ihrer Existenz die Gerichtszeche zahlen?

Zweite Impression. Siebenzehnter Tag der Hauptverhandlung. Noch immer ist nichts bewiesen, noch nicht das Allergeringste, und im Saal, in der Stadt wächst die Gewißheit, daß die Jury nach all dem Wortauswand sämtliche Schuldfragen verneinen wird. Da tritt Graf Seltor Kwiłeck an den Zeugentisch. Das Gefumm hört auf, die Zuschauer drängen an die Holzschranke, die den Gerichtsraum abschließt, von der Vertheidigerbank richten sechs Augenpaare sich auf den Kämmerer seiner Heiligkeit. Der ist neidöser als vor drei Wochen; von Weitem schien der Sieg leichter als nun auf der Walfstatt. Die Slachta verzeiht nicht, daß die schmutzige Wäsche aus Wroblewo vor ein Preußentribunal geschleppt worden ist, und wird dem Guts-

herrs von Kwisz die schädliche Ausstellung eintränken. Die Stimme des alten Garde-Manen klingt heute nicht hell. Er will Etwas „erklären“. Die Fäße recken sich höher. Wenn Einer hier Etwas erklären kann, ist dieser harte Agnat mit den geschmeidigen Verkehrsformen. Vielleicht will er sagen, die Hauptverhandlung habe ihn überzeugt, daß seine Anschuldigung nicht zu beweisen sei; solche Chamade könnte ihm die Gunst der Standesgenossen zurückerlangen. Nein. Er will sich gegen Verdächtigung wehren. Nicht unsere Schuld ist, meines Vaters und meine, daß die Sache vor den Richter kam; wir wären still geblieben, wenn Graf Zbigniew die Kindesunterschiebung eingestanden hätte. Staunend blicken die Nachbarn einander an. Was erzählt denn der Mann da? Was soll jetzt die Rednerei von einem Geständniß, da fast ein Jahr doch schon das Verfahren schwebt und nicht einen einzigen haltbaren Beweis ans Licht zu bringen vermocht hat? Wenn erste Drohung schon die Beschuldigten ins Mausloch triebe, läme es freilich nie zu langwierigen Gerichtsverhandlungen. Gerade in diesem Fall aber tragen die Grafen Wladiſlaw und Hektor die Hauptschuld; statt einen neuen Zivilprozeß anzufangen, haben sie die Staatsanwaltschaft aufgefordert, „energisch und ohne Ansehen der Person einzuschreiten“... Pf! Die Erklärung geht weiter. Wird jetzt sogar „feierlich“; Graf Hektor sagt es selbst. Er verzichtet „für seine Person“ auf die Herrschaft Wroblewo. Die er noch nicht hat. Die ihm erst zufiele, wenn Zbigniew gestorben und dem kleinen Joseph das Erbfolgerecht abgesprochen wäre. Möglich, daß die Fideikommißbestimmung solchen Verzicht gestattet. Dann käme das Majorat an Herrn Hektors Sohn, bis zu dessen Mündigkeit der Vater es zu verwalten hätte. Ein ungeheures Opfer also und der „klarste Beweis, daß nicht das Streben nach pekuniärem Vortheil mein Handeln geleitet hat.“ Saure Trauben, brummt ein Pole in den Assyrikerbart. Das müde Auge Zbigniew's sucht unter den Entlastungszeugen, bei Herren und Mägden, Leidensgefährten; das Schauerdrama, dem er beiwohnen muß, hat ja manche starke Szene gebracht: diese letzte aber war schwach, überflüssig, ohne jeden Effekt. Um Jias Mundwinkel zuckt es mehr schelmisch als boshaft; dürfte sie reden, sie riefte wohl in den Saal: Da habt Ihr Euren Hektor, votre garçon très fort! Und ganz hinten fragt der Mörgler: Was hat die Feierlichkeit denn mit dem Gegenstande dieser Verhandlung zu thun? Liegt ein Verbrechen vor, dann braucht der Kwiszler sich der Anzeige nicht zu schämen. Ob er, ob sein Sohn oder Neffe ins Schloß von Wroblewo einzieht, ist für den Wahrspruch der Geschworenen gleichgültig. Welche Rolle spielt der Herr eigentlich hier? Den Privatbetheiligten, der in Oesterreich dem Untersuchungs-

richter und dem Staatsanwalt das Material liefert, rennt unser Strafprozeß nicht. Ein Nebenkläger hat sich nicht gemeldet. Warum also muß Sektor sich ewig zu uns wenden? Warum steht sein Stuhl so nah bei der Jury? Mit welchem Recht ergreift dieser Graf das Wort zu Erklärungen, die gar nicht zur Sache gehören? Täglich hat der Vorsitzende gesagt, die Verhandlung dauere zu lange und müsse in schnellerem Tempo vorwärtsgeführt werden. Jetzt aber läßt er den kwilzer Zeugen belanglose Privatgeschichten erzählen.

Nummer Drei. Herr Dr. Rosinski aus Wronke als Zeuge und Sachverständiger. Ein finsternes, barsches Gesicht. Der gelbgraue Schnurrbart kantig wie ein Balken. Unter starrem Busch das Auge; hat es je lächeln gelernt? Aus diesen dicken Thränenfäden kam wohl nie eine Mitleidsthäne. Straffe Haltung. Fließendes, um keine Ausdrucksnuance verlegenes Deutsch. Ein Mann, der zu Kaisergeburtstagsfeiern geht. Einer von Denen, die Bismarck raliirte Polen nannte. Und der beste Redner im Saal. Jede Wirkung ist vorgeworfen, jedes Wort steht, ohne Phrasenbehang, an der richtigen Stelle. Als formale Leistung ist die Aussage musterhaft. Der erste Theil ist der Anklage nicht günstig. Die Gräfin, deren Hausarzt Rosinski Jahre lang war, hatte immer, nicht nur bei Frauenleiden, eine unüberwindliche Scheu vor jeder Betastung der schmerzenden Körpertheile; daß sie sich während der Schwangerschaft nicht untersuchen ließ, konnte also dem Doktor nicht auffallen. In der Wochenstube wich ihm der letzte Zweifel. Der Knabe sah aus wie ein reugeborenes Kind, die Mutter wie jede Wöchnerin; kein Grund zum Verdacht. Auch die Angaben, die der Zeuge über die ehelichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Grafenpaares macht, bieten der Staatsanwaltschaft keine Stütze. In der Ehe gab Regen und Sonnenschein; schlimmem Geßänf folgten Tage inniger Eintracht. Die Gräfin hat keinen ungebührlichen Luxus getrieben, sondern ihre Mitgift für die Gutswirtschaft verbraucht; und die Geburt des Majoratserben hat auf Wroblewo die Geldknappheit nicht vermindert. Sehr günstig: denn die Anklage behauptet ja, der Mangel an Geld und Kredit habe Isa in den Plan der Kindesunterschiebung gedrängt. Das Alles war ruhig, knapp, konzinn vorgetragen worden. Nur ein Zug vertieft die Nervosität des Zeugen: während er mit kurzen Schritten vor den Geschworenen auf und ab spazierte, ließ er einen Haus- oder Stubenid, ißel um den rechten Zeigfinger kreisen; vom ersten bis zum letzten Wort. Wie bei einem Aussagegespräch über Wetterprognose und Skatverlust. Vielleicht glaubt der Sanitärath so fest an die Unschuld seiner Patientin, daß die Verhandlung ihn nicht erregt? Nein: er traut der Gräfin Wesiarska-Kwiłeda die That zu, trotzdem auch er kein einziges si cheres

Thatbestandsmerkmal anzuführen vermag: nur nach der Kenntniß ihres Charakters. Der Sachverständige Rosinski hat mehr zu sagen als der Zeuge; und der Schlüssel kreist jetzt schneller. Eine sehr leidenschaftliche Frau. Künstler-temperament. Als Sängerin hoch über dem Dilettantendurchschnitt. Schön, verwöhnt, stolz. Ueberwuchernde Phantasie. Keinen Sinn für Ordnung, für Korrektheit im Reden. Den besten Willen zwar, doch nicht die geringste Fähigkeit zu sparsamer Wirtschaft. Im steten Kampf ums standesgemäße Dasein ist ihr ethisches Empfinden nach und nach morsch geworden. Was zum Erfolg führt, scheint ihr erlaubt. Der Gedanke, Wroblewo verlassen und von fremder Gnade abhängen zu sollen, mußte ihr unerträglich sein. Was sie sagt, ist nicht gelogen, aber objektiv unglaubwürdig, denn ihre Gedächtnißbilder sind oft im Wesentlichen falsch. Keine Verbrecherin aus Gewinnsucht — diese Wendung soll, statt der Zuchthauschmach, wohl die mildere Strafart oder Dalldorf empfehlen —, sondern „eine psychische Abnormität“. Leichte Verbeugung. Schluß ... Das klang nicht sehr wissenschaftlich; in Traktätchen fürs gläubige Herze mag so von Geisteskrankheit geredet werden. Woran soll Frau Jhabella denn leiden? Paranoia? Folie circulaire? Und was soll der Laienrichter mit dieser Aussage anfangen? Als Leumundszeugniß bietet sie wenig Wägbares; und als psychiatrisches Gutachten ist sie erst recht nicht zu brauchen. Wenn alle Frauen, die schlecht wirtschaften, deren Gedächtniß trügt, deren Phantasie ohne Hemmungen arbeitet und deren Zunge im Affekt nicht zu zügeln ist, in den dunklen Bezirk der Anomalien verwiesen würden, ständen bald viele Normalhäuser leer. Ueber Psychosen weiß man heute doch schon ein Bißchen mehr, als Herr Dr. Rosinski zu ahnen scheint. Merkwürdig: schon spotten verständige Aerzte selbst über den modischen Aberglauben an Spezialistenweisheit, über den Wahn, der Rasendoktor habe die Finger von Mund und Ohren zu lassen; und in diesem Riesenprozeß, zu dem, ohne Furcht vor den Kosten, aus drei Reichen die Zeugen herbeigeschleppt werden, tritt als psychiatrisch Sachverständiger ein Praktischer Arzt aus Bronke auf. Ein offenbar kluger Herr, der aber, als Jhabella noch unbehelligt im Schloß befaß, seine Diagnose tief in des Busens Tiefe verbarg. Am ersten Verhandlungstag hatte die Gräfin gerufen: „Dr. Rosinski war immer von meine besten Freunde!“ Diese Frau hat wirklich mehr Phantasie als Sinn für die Realitäten des Lebens. Der Freund fand sie sittlich und seelisch morbid und eines gemeinen Verbrechens fähig. Oder sind auch seine Gedächtnißbilder nicht ganz zuverlässig? Sah er die Hochgeborene erst, seit sie angeklagt ward, in der Schreckenskammer der Abnormitäten? Ehe er wieder Spazirgänge als Sachverständiger unternimmt, sollte er den Räthsel-

fragen der retroaktiven Suggestion nachdenken. In Ruhestunden daneben einfältiglich erwägen, was dem Hausarzt erlaubt, was verboten ist.

Die vierte Erinnerung führt zu dem trüben Tag zurück, dessen kurzer Lichtschein Sektors persönliches Majoratsrecht im Lichte versinken sah. Donars Tag, des Gewittergottes. Der Himmel pechschwarz bewölkt. Die Geschworenen sehen schon gar nichts mehr. Plötzlich wirds hell. Coup de foudre. Herr Steinbrecht, der den Titel (nicht das Amt) eines Ersten Staatsanwaltes mit niederländischer Würde trägt, hat die Schlusssensation, die längst erharrete, aus den Falten der Robe geschüttelt. Das Licht kam, natürlich, von Osten. Aus Warschau. Dort — denkst Du auch noch dran, lieber Leser? — lebte und starb die Hebamme Ewell, die dem Schoß der Gräfin den streitigen Knaben entband. Wirklich entband? Bis heute mußte mans glauben. Nun aber . . . Der Staatsanwalt hat Herrn von Treskow, den elegantesten, weltmännichsten der Berliner Kriminalkommissare, heimlich nach Warschau geschickt, auf daß er den Sohn der Madame Ewell vernehme, und dieser Sohn hat Wunderdinge enthüllt. Seine Mutter sei im Januar 1897 in Berlin gewesen, bald aber krank und ohne das erhoffte hohe Honorar heimgekehrt; sie habe der Gräfin das Kind nicht entbunden, auch nicht gewußt, ob und welcher Ersag in die Kaiserin Augusta-Strasse 74 geholt ward, und auf dem Sterbebett noch, leider zu spät, den Wunsch ausgesprochen, ihre Seele von einem Geheimniß zu entlasten. Alles horcht auf. Der Glaube an die Finalüberraschung, die kommen werde, kommen müsse, hat also nicht getragen. Ist die warschauer Botschaft erweislich wahr, dann ist die Angeklagte im wichtigsten Punkt auf einer Lüge ertappt; dann gab's, ohne Entbinderin und ohne Arzt, keine Entbindung. Isabella blickt zur Saaldecke empor; mit dem Ausdruck spöttischer Resignation, wie in einem Pflichtkonzert, während Stümper ihr Wesen treiben. Wieder was Neues also; vor dem Jüngsten Tag wird die Sache wohl nicht mehr enden. Herr Bigniew hat in seinen Schalltrichtern offenbar nur einen Theil der neuen Mår aufgefangen; blinzeln d schaut er nach rechts, nach links und scheint fragen zu wollen, ob in diesem merkwürdig altmodischen Melodrama denn zwei Sterbebetten auf die Bühne gebracht werden. Rechts und links aber, vorn und hinten ist Alles in froher, in banger Bewegung. Die Ewell wars also nicht! Jetzt geht die Geschichte schief. Habt Ihr auch gehört, wie der seine Treskow erzählte, dem Sohn der Hebamme sei für seine Aussage Geld angeboten worden, dreitausend Rubel und noch mehr? Die Vertheidiger fordern in unsicherem Ton eine Pause, um über die neue Wendung zu berathen. Ein Geschworener verlangt die Feststellung der Person, die das Geld geboten habe; wenn sie den Angeklagten befreundet war, müsse

Etwas zu vertuschen gewesen sein. Nach der Ansicht des Herrn Steinbrecht ist der Versucher nicht fern: Herr von Koczorowski ward, ein Intimer von Broblewo; ruhigen Blutes spricht der Staatsanwalt den Verdacht aus, dessen Befähigung einen unbescholtenen Edelmann ins Zuchthaus bringen könnte. Auf jeden Fall muß der Sohn der Hebamme schnell nach Berlin. Der Gerichtshof beschließt, den Mechaniker Thomas Ewell und dessen Ehefrau Magdalena für Montag vorzuladen und bis dahin die Verhandlung auszusetzen. Montag also wirds endlich tagen. Auf der Treppe, die, an den Schöffenniederungen vorüber, ins Freie führt, summt der unbefehrbare Rörgler: „In einem Omnibus sah ein Mechanikus... Der Mann will entweder aus einer der beiden Grafenfamilien rasch noch ein Bißchen was Blankes herauskitzeln oder nur gratis mal die Reichshauptstadt deutscher Intelligenz besuchen; vielleicht auch das Andenken der lieben Mama von Schmutzsprißern säubern und sich vor Verwandtschaft und Kundschaft wichtig machen; bequeme Reklame: auf preussische Staatskosten. Ganz ausgeschlossen, daß er jetzt noch Entscheidendes zu sagen hat. Aber auf drei Retourbillets Warschau-Berlin nebst Gebühr für zwei neue ausländische Zeugen kommts nun auch schon nicht mehr an. Und welche Wendung durch Treszkows Fügung! Bis heute früh gehörte die Ewell zum Abschäum der Menschheit. Ein wüstes Weib; berückigte Bordellwirthin; für ein paar Rubel zum Schändlichsten, zu jedem verbrecherischen Schwindel bereit. Das war Monate lang ein Eckstein der Anklage. Diese bescholtene Person, dieses allerliebste Schmutzpflänzchen importirt die Gräfin aus Russisch-Polen, um eine zuverlässige Fehlerin ihres Truges zu haben. Der Eckstein lockerte sich auch nicht, als von der warschauer Polizei gemeldet wurde, die Ewell sei eine ordentliche Frau gewesen, gegen die nichts vorgelegen habe. Polakenslaufen. Das kennt man schon. Fünf Rubel: und solcher Tschinownik giebt jedes gewünschte Attest. Und nun Verwandlung bei offener Szene. Die selbe Ewell wird zur Ehrenfrau, deren Aussage lauterer Gold ist. Wahrscheinlich hat sie die Krankheit damals nur simulirt, um nicht an einem Verbrechen mitwirken zu müssen. Die ein Bordell halten? Vächerlich. Sie bekommt ein Sterbebett und ein ganz besonders zartes Gewissen und die königliche Staatsanwaltschaft ist entschlossen, ihr den Himmel zu öffnen. Montag kanns lustig werden!“. Es wurde nicht lustig. Das Ehepaar Ewell war pün'tlich zur Stelle, hatte aber nichts Beträchtliches zu erzählen. Mama hat den Kindern aus Berlin nichts mitgebracht und, um nicht knickerig zu scheinen, behauptet, sie sei vor der Entbindung erkrankt und mit knapper Entschädigung heimgeschickt worden. Sohn und Schwiegertochter hieltens gleich für eine Ausrede. Auch mit

dem Sterbebett ist nichts anzufangen. Die Frau wollte ihren Thomas noch einmal sehen; doch von einem Geheimniß und von Gewissensbissen war niemals die Rede. Die dreitausend Rubel hat Herr Heschelski, Hektors Vertrauensmann, dem Mechaniker angeboten; er wollte sogar bis zu zehntausend gehen. Herr von Koczorowski hat alle Annäherungsversuche abgelehnt. Niemand giebt diesem grundlos Verdächtigten eine Ehrenerklärung. Niemand fragt Van Heschelski, wer ihm gestattet habe, über solche Summen zu verfügen. Niemand scheint für möglich zu halten, daß ein Privatspiegel, der für eine Aussage zehntausend Rubel anbietet, den Zeugen zum Meineid verleiten will und, als eines im § 159 StGB mit Zuchthaus bedrohten Verbrechens bringend verdächtig, in Haft genommen werden könnte. Niemand. Der Fall Gwell ist erledigt. Die schamlose Kupplerin verschwindet; nur die „der Gräfin gänzlich unbekante Schwamme“ bleibt und genügt am Ende auch für die Plaidoyerbedürfnisse. Das Licht aus Osten hat nicht lange geleuchtet. Immerhin sieht jetzt auch ein myopisches Auge, auf welchen Tragbalken die Anklage ruht. So unerschütterlich waren die „Feststellungen“ der Staatsanwaltschaft, daß schon das wirre Echo eines Kleinleutkatsches ausreichte, um die Feststeller selbst ins Wanken zu bringen. Zwei Prokuratoren waren bereit, die verblüthene Nabelentbinderin auf feurigen Armen in den Glorienhimmel zu heben.



Die vier Szenen aus der langwierigen Kriminalfomoedie wurden hier ausführlich erzählt, weil sie paradigmatisch beweisen, wie viel überflüssige Arbeit in diesem Prozeß geleistet ward; nur paradigmatisch: leicht wären zwei Duzend ähnlicher Vorgänge anzuführen. Drei Viertel aller Zeugen, aller Kosten, allen Zeitaufwands waren zwecklos, konnten unter keinen Umständen die Entscheidung der Richter determiniren. Tage lang wurde verhört und verhandelt, um festzustellen, ob eine Frau von fünfzig Jahren noch gebären könne und ob im vierten, fünften Monat der angeblichen Schwangerschaft in den Hemden der Gräfin Menstrualblutflecke gefunden worden seien. Jedes Handbuch der Gynäkologie konnte schon im Vorverfahren die nöthige Auskunft geben. Und wer das juristische Staatsexamen bestanden hat, sollte, ehe er sich an den Richtertisch setzt, eigentlich auch so viel Medizin gelernt haben, daß er weiß: bis zum Eintritt der Menopause kann, während der ganzen Zeitdauer der Menstrualfunktion, im befruchteten Schoß einer sonst gebärtüchtigen Frau ein Kind wachsen. Die Katamenialblutungen sprächen also nicht gegen, sondern sehr laut für die Möglichkeit der Schwangerschaft; laut sogar noch, wenn sie wirklich bis

in den fünften Monat gebauert hätten. Spiegelberg rechnet in seinem Lehrbuch der Geburtshilfe das Aufhören der Menses nicht zu den sicheren Zeichen der Schwangerschaft; dieses Zeichen, sagt er, ist zwar werthvoll, kann aber fehlen oder so undeutlich sein, daß es nicht zur Diagnose zu benutzen ist. „In seltenen Fällen erscheint eine Blutung noch nach der Konzeption einmal oder mehrere Male; gewöhnlich in schwachem Grade und unregelmäßig; doch liegen auch Berichte von Weibern vor, die nur während der Schwangerschaft menstruiert gewesen sein sollen. . . Die Mehrzahl solcher Abgänge ist nur pathologischer Natur und häufig stammt das Blut nicht aus dem *cavum uteri*, sondern aus Erosionen und Gefäßektasien des *collum*.“ Vainirrtum also leicht möglich. Haben die am Prozeß Kwisleda beteiligten Herren nie von den Launen der *règles surnuméraires* gehört, von den Hämorrhagien, die als Folge von Uterusmyom auftreten, von all den Genitalblutungen, die mit der Menstruation nichts zu thun haben? In ihrer eigenen Familie nie von Frauen, deren Menses noch kamen, als der Leibesumfang schon unzweideutig die Schwangere verrieth? Daß eine Frau über Fünfzig Mutter wird, ist nicht alltäglich; doch auch nicht unerhört. „Frauen von fünfzig, ja, von sechzig Jahren haben noch Kinder geboren“, sagt der berliner Gynäkologe Professor Gebhard in Beitz's Handbuch. Barter hat von einer Achtundfünfzigjährigen berichtet, der ein Kind entbunden wurde. Depasse hat 1891 den Fall einer *grossesse à cinquante-neuf ans* beschrieben. In Eulenburgs Realencyklopädie der Heilkunde giebt der prager Professor Reich das Resultat der Untersuchungen, die er an fünfhundert Frauen verschiedener Nationalität vorgenommen hat; davon kamen hundert- und sechs erst nach Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres ins klimakterische Alter; in neunundachtzig Fällen trat die Menopause zwischen dem fünfzigsten und dem fünf- und fünfzigsten Lebensjahr ein; „in den nördlichen Ländern im Allgemeinen später als in den südlichen.“ Als wichtig gilt: Rasse, Verebung, Klima, Beginn der Pubertät, äußere Lebensverhältnisse; mit schwerer Arbeit bepackte Frauen pflegen früher ins Klimakterium zu kommen als reiche, müßige Damen. Graf Wesierski-Kwisleda war 1896 zweifellos zeugungsfähig, ist's (er könnte seine theuer bezahlte Reputation gefährdet glauben!) vielleicht heute noch. Die Gräfin hatte die Menstrua, konnte also gebären. Dagegen war mit Waschweibergeschwäg nichts auszurichten. Freilich: „Die Angeklagte hat keinen Arzt zugezogen“. Höchst verdächtig. Warum denn verdächtig? Braucht eine Frau, deren Schwangerschaft normal verläuft, durchaus einen Arzt und ist die Untersuchung des Uterus ein solches Vergnügen, giebt sie auch nur solche Beruhigung, daß die nach dem goethischen Wort doppelt Schöne, in der zwei Leben wohnen,

sich danach sehnen sollte? Die Anklage fand einen ohne die Annahme bösen Trachtens unerklärlichen Widerspruch darin, daß Jsa gesagt hatte, sie reise nach Berlin, weil dort gute Frauenärzte zu haben seien, und dann doch den Professor Renvers, den ihr Herr von Jagdzewski empfahl, nicht rufen ließ. Der Schwurgerichtspräsident kam über diesen ungeheuerlichen Widerspruch (ohne das immer parate Wort „Widerspruch“ gäbe es für unsere Alltagskriminalisten überhaupt keine Beweisaufnahme) gar nicht hinweg. Merkwürdig. Eine Frau kann wünschen, in ihrer schweren Stunde für den Nothfall berühmte Spezialisten in der Nähe zu haben, und braucht sie, wenn in der Wochenstube Alles glatt geht, dennoch nicht rufen zu lassen. Vom Rollendorfsplatz, wo Professor Renvers wohnt, dauert der Weg in die Kaiserin Augusta-Straße knapp fünf Minuten. Gynäkologen jeglichen Ranges sind durchs Telephon rasch herbeizuklingeln. Ganz so bequem hat mans in Wroblewo nicht. Darbende Doktoren ersehen vielleicht eine Bestimmung, die jede Schwangere verpflichtet, beim Beginn der Wehen einen Arzt „zuzuziehen“ (auch ein hübsches Wort; Sprachgebrauch: Er hat sich eine Krankheit und dann einen Arzt zugezogen). Noch aber ist solche Pflicht von keinem Gesetz vorgeschrieben; noch gebären selbst in civilisirten Ländern gewiß neun Zehntel aller Frauen ohne ärztlichen Beistand; noch hält man das Reisen und die Expulsion des Kindes für einen natürlichen Prozeß, der den gelehrten Helfer erst fordert, wenn die Puerperalvorgänge von der Norm abweichen. In Wroblewo waren erwachsene Töchter, vor deren neugierigem Auge eine fünfzigjährige Mutter sich nicht gern ins Wochenbett legt; war ein krankes Faktotum, eine Hausfranzösin, deren Gebrechen die Gräfin nie recht zur Ruhe kommen ließen; war, wenn Komplikationen eintraten, ein namhafter Spezialarzt nicht ohne gefährlichen Zeitverlust herbeizuschaffen; und eine nervöse Dame, deren hitziger Phantasie währen der Schwangerschaft alle Hemmungen fehlen, konnte wohl zu der Zwangsvorstellung gelangen, die feindliche Kwoitceder Linie werde die Möglichkeit finden, in Wroblewo dem Kind oder der Mutter ein Leid anzuthun. Gründe genug, nicht zu Hause zu bleiben; zumal für die launische, excentrische, reiselustige Isabella. Ein Wochenschwindel war, unter Assistenz der in solchem Geschäft erfahrenen Hebamme Ossowska, auf einem entlegenen polnischen Gut leichter durchzuführen als im berliner Westen. Die Gräfin nahm eine andere, als tüchtig empfohlene Hebamme und bot ihren Hausarzt telegraphisch, zu kommen; nur ihren Hausarzt: denn die „Zuziehung einer Autorität“ war eben nicht nöthig. Das Alles konnte in der Voruntersuchung festgestellt werden und bot, als vollkommen normal, nicht das geringste Verdachtsmoment.

In der Voruntersuchung hat auch die Amme, gegen deren Zeugniß kein Bedenken sprach, ausgesagt, das Kind, das ihrer Brust anvertraut war, sei ohne Zweifel ein neugeborenes gewesen; sie selbst habe das Würmchen von dem meconium, dem Kindspuch der ersten Lebensstunden, gesäubert und es habe erst ordentlich getrunken, als ihm von Rosinski das Zungenband gelöst war. Der Abgeordnete Propst von Jazdzewski, der Hunderte von Kindern getauft hat, erklärte mit äußerster Bestimmtheit, der Knabe, dessen Leib er als Käufer betastete, könne nur ein paar Tage vorher geboren worden sein. Während des Geburtaktes war Jias Tochter neben, Jias Freundin auf der Schwelle der Wochenstube gewesen. Wenn diese Aussagen nicht durch neue Gravantien erschüttert schienen, konnte der ganze Fragenkomplex für die Hauptverhandlung nicht mehr erheblich sein. Und, nur nebenbei: ist Humanität, Ritterlichkeit, Germanenkeuschheit — und wie die schönen Zierwörter noch heißen mögen — in Gerichtssälen denn zum leeren Wahn geworden? Ist's nöthig, vor den Kindern, den Feinden, der lungernden Sensationssucht das Geschlechtsleben einer Angeklagten, Gräfin oder Tagelöhnerin, zu entschleiern, wenn diese Exhibition für die rechtliche Beurtheilung des Thatbestandes doch werthlos bleiben muß, dem Erkenntniß suchenden Richter nicht den Weg weisen kann?

Eben so unerheblich war der aus Paris eingeschleppte Plunder. Eine Dame hat 1896 bei einer luctischen Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht; kein irgendwie ernst zu nehmendes Indizium spricht dafür, daß Isabella Kwilecka diese Dame war; höchst unwahrscheinlich, daß eine Polin einen Gallierbastard in ihre Sippe schmuggeln will. Thut nichts: die Hebamme wird auf Staatskosten nach Berlin spedirt. Sieht die Gräfin und sagt: Die wars nicht. Wird der Quarf nun wenigstens weggeräumt? Nein: er wird in der Hauptverhandlung noch einmal aufgetischt, würde vielleicht als ein besonders feiner Lederbissen empfohlen, wenn die sage-Lemme nicht so weise gewesen wäre, für die zweite Fahrt nach Berlin eine Entschädigung zu fordern, deren Höhe ein preußischer Staatsanwalt nicht zu verantworten wagt. Natürlich wird nicht das winzigste Butterkügelnchen gefunden. In der selben guten Stadt Paris hat im selben Jahr eine Ausländerin einen Gummibauch gekauft. Auch hier ist jede Möglichkeit, die Identität festzustellen, von vorn herein ausgeschlossen, trotzdem ein Freund Dektors, des Aluumjägers, Maler von Metier, an der Seine als Amateurdetektive in der Sache eifrig gearbeitet hat. Zur Hauptverhandlung aber wird auch für dieses Beweisthema aus Paris ein nicht klassischer, doch romantischer Zeuge geholt, das Gerede spinnt sich über Stunden hin, halbe Tage, und das Ergebnis ist, wie zu erwarten war: Null. Was bleibt noch? Eine De-

peſche, deren Wortlaut neben der harmloſeſten auch eine üblere Deutung zuließe. Aber die Angeklagte kann nicht klipp und klar angeben, warum ſie 1896 überhaupt nach Paris gereiſt iſt. Ungemein verdächtig. Einer polniſchen Gräfin, die den Werth des Geldes nie wägen lernte und von der rage du chiffon beſeſſen iſt, darf man gewiß nicht zutrauen, ſie ſei ſo weit gereiſt, nur um die Boulevards und die Läden der Rue de la Paix wiederzuſehen, ſich zu amuſiren und die neuſten Errungenſchaften der Kosmetiker heimzubringen. Noch verdächtiger: ſie weiß 1903 nicht mehr, wo ſie 1896 in Paris gewohnt hat. „Aber, Frau Gräfin, wollen Sie uns im Ernst . . .?“ Bald danach erzählt der Zeuge Koſiński, er habe Namen und Straße des berliner Hotels vergeſſen, in dem er 1897 abgeſtiegen ſei. Niemand horcht erſtaunt auf; ein Zeuge, kein Angeklagter! Und wenn die Gräfin nun wirklich in Paris Etwas zu verbergen gehabt, ſich unter falſchem Namen einquartirt hätte und jezt Gedächtniſſchwäche heuchelte, weil ſie ihrer Familie gern verſchweigen möchte, was damals geſchah? Wäre damit das Geringſte für eine Kindesunterſchiebung bewieſen? Kann ſelbſt der Sauberſte jedem Schritt, den er einmal that, von Millionen Augen nachſpüren laſſen? Und wiſſen unſere Kriminaliſten nicht, nach Pitaval, Richer, Feuerbach noch immer nicht, wie oft das einzelne Verdachtsmoment den Betrachter narrit? So lange nach Jean Paul nicht, daß ſeltſamere Zuſälle, als die reichſte Phantaſie der Romaniſchreiber auszuſinnen vermag, das paufenlos dichtende Leben erfindet?

Sie wiſſen, wenn ſie im ſchwarzen Talar auf dem Richterſtuhl ſitzen, von dieſem Leben nicht viel. Im Prozeß Sternberg hielt der Vorſitzende für ganz ungläublich, daß eine Proſtituirte den Namen eines Kunden nicht kenne, der mehr als einmal zu ihr gekommen ſei; der alte Herr glaubte wohl, auch ſolchen Damen ſchicke man vorher die Viſitenkarte ins Zimmer. Im Prozeß Kwiłecka erlebten wir noch höhere Wunder. Das Unzulängliche ward Ereigniß; Unmögliches fand ſchnell willigen Glauben. Die Gräfin hat Tücher um den Leib gewickelt, Schrotbeutel, einen Gummibauch — Alles zuſammen oder der Reihe nach? — und neun Monate lang durch geheuchelte Schwangerschaft die Erfahrenſten, Mütter und Großmütter, getäuſcht. Sie hat aus Wroblewo in Bordeauxflaschen Schweineblut, aus Krakau eine Nabelſchnur nebst Nachgeburt nach Berlin geſchafft, mit ſchriellen Sekreiß fünfſtändige Wehen markirt, vor zwei verheiratheten Frauen, vor Amme und Hausarzt mit vollem Erfolg die müde Wöchnerin gemimt. Am Kneiptiſch, beim Ballſtat würde der Richter ſolche Erzählung ins Fabelreich weiſen. „Seit ſieben Jahren ſchleicht das Geraun über ein Hintertreppendelikt durch die Leute-

Kammern zweier polnischen Rittergüter: kein Wunder, wenn der Klatsch ins Riesennmaß wuchs. Laßt mich in Frieden! Einer Frau, die man genau kennt, sieht man, auch ohne den Bauchumfang zu messen und den Foetalpuls zu fühlen, an, ob sie in anderen Umständen ist; meist ein ganz verändertes Gesicht. Die Ausstopfung allein thut es also nicht. Wer diese Pantomimik so lange, ohne sich je zu vergessen, vor mißtrauischen Blicken durchführt, könnte sich für Geld sehen lassen. Und nun gar die Puerperalkomödie vor Amme und Arzt, das Schweineblut, der krakauer Import, — nein: lieber noch her mit dem Blumenmedium. Die nächste Kunde!“ In foro ist anders. Da schweigt der schlichte Menschenverstand, das Unterscheidungsvermögen schwindet und aus dem Dunkel taucht, nur von irren Flämmchen uralten Aberglaubens noch umzuckt, die Kolportagewelt mit all ihren Wonnen und Schrecken, ihren rothigen Engeln und pechschwarzen Teufeln. Alles Menschliche wird fremd.

Kann ein Engel das Kind eines Teufels sein? Sicher; Hugo, Sue, D'Ennery haben mit solchen Kontrasten gern die Nerven gerüttelt und in den Groschenheften wachsen auf Misthaufen immer die weißesten Lilien. Auch dieses Schauspiel durften wir uns in Moabit freuen. Aniela Andruszewska: eine Bestie; Jadwiga, ihr Töchterlein: die Bier jeder Menschengemeinschaft. Aniela hat das Kind nebst Zubehör in Krakau eingehandelt, nach Berlin gebracht und auf dem Sterbebette die Tochter verpflichtet, dem Grafen Hektor das Furchtbare zu melden. Trotz dem Gelöbniß hat Jadwiga zwei Jahre gewartet und, nach erfüllter Kindespflicht, viel von dem großen Stück Geld geredet, das sie bekommen werde, bekommen müsse. Sie ist mit Huchelski, Hektors Spürhund, verwandt, hat mit seiner Hilfe ihr Beichtsprüchlein zu Papier gebracht; und brauchte, mit ihrem halb eingedrillten, halb wirren Geschwäg, ernstern Männern nicht die Zeit zu stehlen. Im Schwurgerichtssaal hat sie die Hauptrolle. Ungefähr Johannes vor Herodias und dem Tetrarchen. Was sie sagt, ist unzweifelhaft wahr, wer ihr frevelnd widerspricht, des Meineides dringend verdächtig. Kann gar noch festgestellt werden, daß Mutter Aniela im Januar 1897 vier, fünf Tage lang nicht in Broblewo war, dann sind Kwileckis und Genossen verloren. Ein Schock Zeugen zu dieser hochmuthpeinlichen Frage. „Die Alte war da.“ „Die Alte kann weg gewesen sein.“ „Ich erinnere mich nicht.“ Und wenn sie nun verreist gewesen wäre? Das hätte, Hoher Gerichtshof, auch noch nichts bewiesen. Das gab nicht einmal hinreichenden Grund zur Eröffnung des Hauptverfahrens. Zu beweisen war, daß die Gräfin Wessierska-Kwilecka nicht geboren, in gewirnsüchtiger Absicht ein Kind unterschoben hatte. Wenn andere haltbare Indizien fehlten, bewies eine Reise der Wirth-

schasterin gar nichts. Und doch hätten die Geschworenen die Schuldfragen wahrscheinlich bejaht, wenn diese Reise ihnen glaubhaft gemacht worden wäre. „Gott, Gott, auf welchen Fundamenten ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“ Hebbels Wehruf soll nie verhallen. . . In der akustischen und optischen Wolke, die in heißen, von leuchtender, schwitzender Menschheit überfüllten Schwurgerichtssälen entsteht, wird jede Schallirrung, jede Lustspiegelung möglich. Wie Alkoholdunst legt sich um das Hirn. Als ich, schon in der ersten Woche, über den Inbegriff dieser Verhandlung leise zu lachen wagte, starrten die Nachbarn mich beinahe entsetzt an. Sie waren im Rausch. Später haben sie auch gelacht. Zu spät. Hätten die Zuhörer, die Preßglossatoren — und namentlich die Verteidiger — die Hechelklade früher komisch genommen: die Schauermär wäre nicht vierzehn Tage lang lebensfähig geblieben.

Drei Viertel der Beweisaufnahme waren zwecklos, mindestens drei Viertel des Kostenaufwandes nutzlos verthan. Als Jsa sich fürs letzte Wochenbett vorbereitete, ließ:n die Verbündeten Regierungen eine Strafprozeßnovelle scheitern, weil der Reichstag die Berufungsinstanz mit fünf, nicht, wie sie vorschlugen, mit drei Richtern besetzen wollte. Fünf: Das würde zu theuer. Ich glaube, daß die ergebnislosen Prozesse gegen die Direktoren der Pommernbank und gegen Kwoleckis den preussischen Fiskus größere Summen gekostet haben, als der 1896 verweigerte Mehraufwand im ganzen Reich für zwei Etatsjahre verschlungen hätte. Und der Servilste selbst wird nicht sagen, dieses Geld habe den Ruhmesglanz deutscher Rechtspflege gemehrt.



Die öffentlich Meinenden haben den Staatsanwalt Dr. Müller zum Sündenbock erwählt. Einen sehr jungen Herrn, der im Pommernprozeß noch als Assessor dem Staatsanwalt Beck half und dem die Vorgesetzten wohl besondere Fähigkeit zutrauen müssen, da sie ihn jetzt schon zum Hauptvertreter einer so weithin interessirenden Anklage bestellten. Das Vertrauen scheint mir besser begründet als die Anklage. Herr Dr. Müller ist nicht so, wie er in den Zeitungen steht. Gar nicht schneidig, kein Prokuratorentypus; nicht einmal eigentlich preussisch. Er macht den Eindruck eines für Strafgerichtsverhältnisse ungewöhnlich soignirten, der fröhlichen Wissenschaft nicht fremden Herrn, der in reichen Häusern verkehrt und großaufmännisch kühle Höflichkeit schägen gelernt hat. Vielleicht hörte er als Referendar noch Herrn Fritz Friedmann plaidiren und merkte, welche erfrischende Wirkung dieser unerfetzte Stimmungsmacher aus einer salopp scheinenden und doch schlau be-

rechneten Redeweise zog, die sich nach der steifen Kriminalsprache ausnahm wie im Mumienkabinett ein lebendiger Mensch. Auch Herr Dr. Müller liebt Wendungen, die man in Bankbureauz und Kaffeehäusern öfter hört als in Altmoabit. Er ist nicht grob, nicht hochfahrend, nicht unnahbar und hat nicht den Ehrgeiz, die Angeklagten zu beleidigen. Das ist leider schon viel. Dabei offenbar intelligent und von dem Streben geleitet, psychologische Zusammenhänge zu ertasten. Während der Beweisaufnahme war er ruhig und höflich; fast jede Frage klug vorbedacht. In's Plaidoyer glitten freilich falsche Metaphern und schlimme Behauptungen; die schlimmste war wohl, daß jedes Civilgericht nach solcher Verhandlung gegen die Gräfin entscheiden würde (kein einziges; die „Civilisten“, die ja noch Juristen sind, hätten sich auf diese Beweisanträge gar nicht erst eingelassen). Das bliebe verzeiblich, selbst wenn es für den Verlauf der Sache nicht belanglos gewesen wäre. Ein blutjunger Beamter, der seinen zweiten Riejenprozeß entgleisen sieht und fürchten muß, daß liebe Kollegen morgen sein Kindspieß bewigeln. . . Trotz manchem blunder hat er in beiden Fällen wirksamer plaidirt als die älteren Herren, neben denen er saß. Und Herr Steinbrecht, der sich von Altona aus wohl durch unersehnte Talente für Moabit empfahl, hat jeden Fehler des Jüngeren redlich mitgemacht.

Unfaßbar, unbegreiflich wie ein Räthselbild aus weltenfernen Kulturen war mir nur der Eifer, den beide Herren aufboten, um vier Menschen ins Zuchthaus zu bringen. Zwei Männer, die als Privatpersonen gewiß eines Späzhens Flügellähmung mitleiden, ihrem Dienstmädchen nicht ohne zwingenden Grund einen Sonntagsausgang verbieten würden. Ich muß annehmen, daß sie von der Schuld der Angeklagten überzeugt waren. Doch konnte sich, mußte nicht in diese Ueberzeugung manchmal wenigstens ein Zweifel drängen? Berryer, nur ein Advokat, dessen Hilfe aber von Louis Napoleon und Rey, von Lamennais und Chateaubriand gesucht ward, und, Alles in Allem, ein Mann, hat gesagt: *Il vaut mieux laisser dix coupables en liberté que de frapper un innocent.* Schien den Staatsanwälten nicht einen Augenblick möglich, daß die Gräfin, der Graf, die Dienerinnen unschuldig seien? Niemals, beim Kaliber dieser Zeugen-schaar? Welche Prangerstrafe hätte sie schimpflich genug gedünkt, wenn, etwa in einem Meineidsprozeß, diese Böller zur Entlastung Beschuldigter vorge-schickt worden wären? Caecilie Parcza. Jahre lang die Lustdirne (so reden Staatsanwälte sonst oft von solchen Mädchen) eines Offiziers, der ihre Zärtlichkeiten bezahlt. Ein entmenschetes Geschöpf, das sein Kind (hier macht sich der Hinweis auf die Edwin und ihr Junges gut) für schnödes Geld verschachert, sich nie mehr drum kümmert und

das Muttergefühl erst entdeckt, als wieder Geld zu verdienen scheint. Würde eine rechte Mutter, meine Herren Geschworenen, nicht hundertmal lieber auf alles Glück verzichten, als ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz einer Grafenherrschaft in die dumpfe Bahnwärterhütte holen? (Die Barbara in Hebbels „Demetrius“ ist wirklich aus edlerem Stoff als diese unheilige Caecilia). Frau Ossowska. Eine Person, die, weil die Sache verjährt ist, schamlos gesteht, daß sie an einer Kindesunterziehung mitgewirkt hat, die auf Kassibern von den Summen spricht, die ihre Aussage ihr eintragen wird, und der Gottes Finger das Schandmal auf die Stirn gebrannt hat. Jadwiga Andrusjewska. Eine Hysterische, die nicht weiterkann, wenn ihre Textwalze abgeleiert ist; die von der eigenen Schwester des Meineides bezichtigt wurde; eine Kreatur Hekelski's, die auf das zu erwartende Sündengeld schon Schulden gemacht hat. Hekelski selbst, der als gewerbemäßiger Verleiter zum Meineid längst ins Zuchthaus gehört. Und dieser Graf Hektor, der, statt die Ermittlungen der zuständigen Stelle zu überlassen, seine Agenten mit voller Börse durch Europa hezt und mit den feinen und groben Mitteln der Korruption für einen Vermögensvorteil sichts! Solche Zeugnisse, nebst Waschfraubasereien und Hebammenklatsch, sollen den blanken Ehrenschild einer uralten Adelsfamilie, für die Standesgenossen, Prälaten und treue Diener die Hand zum Schwur heben, auch nur mit dem kleinsten Fleck beschmutzen? Nein, meine Herren, noch... Ungefähr so wäre es gekommen. Und nun kein Zweifel, nicht das leiseste Bedenken, wo vier Menschenleben auf dem Spiel stehen und das Schicksal eines Geschlechtes entschieden werden soll? Unsere Staatsanwälte sind nicht mehr im alten Wort Sinn procureurs, deren Haupt Sorge sein mußte, der Staatskasse möglichst viele Vermögenskonfiskationen und hohe Geldstrafen zu bescheren. Auch Kläger in der Bedeutung, wie noch die Karolina und der ganze Parteiprozeß sie kannte, sind sie heutzutage nicht mehr, sondern auf dem Strafrechtsgebiet Vertreter der Staatshoheit und verpflichtet, die entlastenden Thatbestandsmerkmale mit nicht geringerem Eifer als die belastenden ans Licht zu fördern. Warum sehen wirs so selten und müssen doch glauben, daß jeder Staatsanwalt seine Pflicht zu erfüllen sucht? Suggestion der Gewohnheit, die nur noch Nummern, nicht Menschen kennt und den Verdacht zur Gewißheit aufbläst? Berufskrankheit, wie die Bäckerbeine und die Phosphornekrose? In der „Roten Robe“ sagt der Schwurgerichtspräsident zum Staatsanwalt: „Sie sind aufgeregte; verstehe; vor dem ersten Todesurtheil! Das giebt sich mit der Zeit.“ Mag sein. Aber im Fall Kowleka, nach dieser Beweisaufnahme, nicht ein Blick auf die Fülle des Entlastungsmaterials, nicht ein armes Wörtchen, das die Unschuld

der Angeklagten immerhin möglich erscheinen läßt? Statt ruhiger Abwägung der Ergebnisse in schroffstem Ton die Behauptung, jedem Juristen, jedem vernünftigen Menschen sogar müsse solcher Beweis zum Schuldspruch vollauf genügen? Den Vertheidigern wird oft vorgeworfen, sie dienten der honorirenden Partei, nicht der Wahrheit, deren Bettlerblöße zur Honorantenrolle nicht taugt. Die Geschmähten sollten in einer Jahresstatistik feststellen lassen, wie oft Staatsanwälte in der Hauptverhandlung die Anklage zur rückgezogen oder mindestens im Schlußvortrag die entlastenden Umstände nachdrücklich betont haben. Der höchste preussische Orden trägt das Motto: *Suum cuique*; und patriotische Schreiber behaupten, dieses Wort sei stets Preußens Wahlspruch geblieben. Bei Cicero, der es wirklich noch vor Friedrich dem Ersten sprach, hieß es: *Justitia in suo cuique tribuendo cernitur*. Der Ursprung scheint vergessen. Markus Tullius und Ulpian werden nicht mehr gelesen. Noch heute aber ist das sichtbarste Wesenszeichen der Gerechtigkeit, daß sie Jedem das Seine giebt.

Doch um nicht selbst in den eben gerügten Fehler zu fallen, muß ich auch hier die mildernden Umstände anführen. Als Instigator, als treibende Kraft, war Graf Sكتور Awilecki thätig. Ein ungemein gewandter Herr, der ohne Verletzung der Eidespflicht sagen konnte, er glaube, daß die Ermittlungen — die nach Frankreich, Rußland, Oesterreich führten und gierige Geschäftsleute Monate lang in Athem hielten — ihn nicht mehr als sieben- bis achtausend Mark gekostet hätten. Ein Mann, der mit Ansehen und Brustton selbst Staatsanwälten zu imponiren vermochte. Am siebenzehnten Verhandlungstag war er, nach siebenjähriger Spürarbeit, seiner Sache noch sicher; am neunzehnten bat er der Gräfin die Verdächtigung ab, sorgte aber dafür, daß den Geschworenen die Abbitte erst nach dem Wahrspruch bekannt werde. Herzig, nicht wahr? Er hatte sich, recht plötzlich, von der Unschuld seiner Verwandten überzeugt und wußte, daß an eine Verurtheilung nicht zu denken war, wenn er die neue Ueberzeugung so offen wie vorher die alte aussprach. Das wäre ja aber ein Versuch zur Beeinflussung der Richter gewesen; und so was thut man doch nicht. Wurde die Schuldfrage von der Jury bejaht: dann konnte Sكتور zu Ihsa sprechen: „*Théures Weib, gebiete Deinen Thränen! Ich bat Dir gestern schon Alles ab*“. Und zu den zürnenden Landsleuten: „*An mir liegt's nicht; ich habe Sehnen und Groll in des Letztes stillen Strom versenkt; aber so sind diese Preussen*.“ *Glissez, poète, n'appuyez pas*... Noch wichtiger war, daß nach den Ergebnissen der Voruntersuchung gelehrte Richter den Verdacht „hinreichend“ gefunden und die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen hatten. (Hoffentlich ändert die Strafprozessreform die Bestimmung, wonach die „Richteröff-

nung“ mit thatsächlichen und rechtlichen Gründen, die Eröffnung nur mit der Feststellung hinreichenden Verdachts zu motiviren ist. Denn diese Bestimmung kann selbst gewissenhafte Richter auf den Gedanken bringen: „Ganz klar ist die Sache nicht; lehnen wir, mit ausführlichen, also leichter ansehbaren Motiven, die Eröffnung ab, dann geht der Staatsanwalt ans Beschwerdegericht und unser Beschluß wird am Ende noch aufgehoben; mag sich die Spruchkammer selbst Klarheit suchen.“ Auf die erkennenden Richter drückt dann aber schon wieder die Thatsache des Eröffnungsbeschlusses, gegen den es übrigens nicht, wie gegen die Ablehnung, ein Beschwerderechtsmittel giebt.) Und nun kamen noch die Sachverständigen. Herr Dr. Rosinski hält die Gräfin der That für fähig. Herr Dr. Störmer glaubt nicht an die Entbindung. Der Titularprofessor Dr. Dührssen, der, in der Stadt Olshausens und Gufferows, von Staatsanwälten und höheren Reportern als „gynäkologische Autorität ersten Ranges“ angestrahlt werden kann, ist beinahe sicher, daß Ja, die er 1903 kennen lernte, 1896 nicht schwanger war. (Wer mag wohl der Staatsanwaltschaft als Gutachter gerade diesen Herrn empfohlen haben, den sie vor wenigen Monaten noch eines groben Kunstfehlers dringend verdächtig fand und öffentlich anklagte?) Nur der greise Professor Freund, der seit Jahrzehnten im Elsaß der beliebteste Frauenarzt ist, sagt: Hier fehlt jede Grundlage für ein Gutachten, denn wir haben nur gehört, nicht gesehen, was vor sieben Jahren geschah; das Gehörte aber liefert jedenfalls nicht den geringsten positiven Beweis gegen die Schwangerschaft und Geburt; und den Bereich der Vermuthungen überlasse ich neidlos dem Kollegen Dührssen. Doch der alte Praktikus Freund ist ja von der Vertheidigung geladen. „Merkwürdig, daß die vom Vertheidiger geladenen Sachverständigen während der Hauptverhandlung nie anderen Sinnes werden.“ (Merkwürdig: die von der Staatsanwaltschaft geladenen auch nicht; trotzdem Altkennntniß das mündliche Verfahren niemals ersetzen kann.) Die Vertreter der Anklage hatten also starke Stützen. Die stärkste in dem Schwurgerichtspräsidenten, Herrn Landgerichtsdirektor Leuschner. Der hätte auf Jnas Schuld geschworen; fand deshalb jeden Entlastungszeugen des Meineides und der Begünstigung verdächtig; ganz unglaublich, daß Gutsinsassen, für die ein Ortswechsel ein Ereigniß, die Eisenbahnfahrt eine Lebenserinnerung ist und die in engen Raum zusammengepfercht sind, heute noch wissen wollen, die Wirthschafterin Andruszewska sei im Januar 1897 vier, fünf Tage weg gewesen; durchaus glaublich dagegen, daß ein berliner Droschkentutscher heute beschwören kann, mit welcher Geberde ihm vor sieben Jahren eine Frau das Fahrgeld gegeben habe. Die aufmarschirende Edelmannschaft, der Propst,

die Amme, Frauen, denen die Schwangere sich im Hemd gezeigt hatte: Alles unglaublich oder bethört. „Wenn Sie nun aber hörten, unter dem Hemd sei ein Gummileib gewesen? Sie werden nachher einen Eid zu leisten haben!“ Ueber allen Zweifel erhaben scheint aber, was Herr Hekelski und die Damen Andruszewska und Ossowska aussagen. Der Vorsitzende fragt nach der Schnur die Anklage ab, sieht in jeder von diesem ehrwürdigen Schriftstück abweichenden Darstellung die Absicht, zu „leugnen“, verbirgt seine Auffassung der Sache keinen Augenblick und beanstandet schließlich sogar noch in den Schlussvorträgen der Verteidiger Sätze, die ihm nicht gefallen. „Das können Sie in dieser Allgemeinheit doch nicht behaupten.“ „Ich muß bitten, die Sache nicht satirisch zu behandeln.“ Und so weiter. Das Plaidoyer wenigstens pflegte bisher, so lange der Redner nicht den Anstand gröblich verletzten, vor Unterbrechung geschützt zu sein. Herr Direktor Leuschner ist vielleicht ein vortrefflicher Jurist. Sicher kein Psychologe; und zur Leitung solchen Prozesses ganz ungeeignet. Die Aufgabe, die der Vorsitzende nach der Strasprozeßordnung in der Hauptverhandlung zu bewältigen hat, geht ja fast über Menschenkraft. Kein europäischer Monarch hat ähnliche Macht. Der Präsident ist im Saal der Herrgott. Das läßt sich nicht aus Aktenbündeln lernen. Götter werden geboren . . . Leise, — nein, lieber ganz laut muß es gesagt werden: Wir haben keine Richtertalente mehr; nicht die Männer, die mit moderner Bildung und einer aus freier Anschauung erworbenen Kenntniß des Menschen und seines Erlebens das stolze Bewußtsein ihres majestätischen Berufes vereinen. Die nur Richter sein wollen und sich eher tothetzen ließen, als daß sie dem Nächsten, dem Belastetsten auch nur um Haaresbreite sein Recht verkürzten. Wir haben arbeitsame Gerichtsbeamte, die „mit der Sache vorwärts kommen möchten“. Darum kennt das Volk auch keinen von ihnen, ist ihr Name ihm Schall und Rauch. Einst zog man auf der Straße den Hut vor Einem, der über Leben und Ehre des gefährdeten Bürgers verfügt.

... Als der Freispruch verkündet war, jauchzte im Saal, jubelte vor dem Gerichtshaus die Menge. Begeisterung für die — nicht allzu saubere — Sache der polnischen Gräfin? Nein. Triebhaft sprach in Hunderttausenden das Gefühl: Hier war, in diesem Prozeß, Alles beisammen, was in unserem Rechtswesen greifenhaft ist, völlig unbrauchbar für die Formen modernen Europäerlebens; und diesen Prozeß hat der Staat verloren. Hurra! „Der Staat.“ Wenn im rothen moabiter Palast ein Fenster geöffnet war, muß doch mindestens ein Robenträger vernommen haben, daß des seltsamen Jubelrufes Sinn nicht war, den Sieg der Gräfin Isabella Kwilecka zu feiern.



Thomas und Jane Carlyle*).

Der Vertraute von Carlyles Witwenjahren war Froude. Carlyle und seine Gattin führten Tagebücher und wechselten, wenn sie von einander getrennt waren, fast täglich Briefe. Die Durchsicht und Ordnung dieser Papiere beschäftigte Carlyle. Bekenntnisse, die er jetzt zum ersten Male las, bestärkten ihn in der Ueberzeugung, er habe durch Selbstsucht und Nachlässigkeit gegen seine Frau gefehlt. Einmal las er in ihrem Tagebuch, er habe sie beim Arme gepackt und Spuren seiner Heftigkeit hinterlassen. Von Reue gepeinigt, schrieb er seine Selbstbekenntnisse nieder und beauftragte Froude, sowohl diese als die Briefe und Aufzeichnungen von Mrs. Carlyle, die er ihm einhändigte, einige Zeit — drei oder sieben Jahre, wie er es für gut fände — nach seinem Tode zu veröffentlichen. Dadurch wollte er Buße thun.

Er war immer ein musterhafter Sohn, ein aufopfernder Bruder gewesen. Um die Briefe an seine Mutter beneidete sie seine Frau. Mitleid mit Anderen, Theilnahme an fremdem Leid, besonders an solchen Formen des Schmerzes, die weder Gaben noch Worte lindern konnten, war ihm eigentümlich und folterte ihn sein ganzes Leben hindurch. Die ihn am Besten kannten, bezeugen übereinstimmend, niemals habe er über Einzelne hart geurtheilt. Die Schale seines Hornes goß er über allgemeine Verkehrtheiten und öffentliches Unrecht aus. Gegen die Individuen blieb er mild und nachsichtig. Die Neigung zur Uebertreibung, die in allen seinen Schriften durchdringt, verspottete er oft selbst. Seine eigenen Fehler und Schwächen verurtheilte er jedoch mit der selben Maßlosigkeit. All diesen Charakterzügen trug Froude im „Leben Carlyles“, das bald nach dessen Tode erschien, im Ganzen billig Rechnung. Mit geringen Ausnahmen zeichnete er ein wahres, liebevolles Bild des merkwürdigen Mannes. Er vergaß es um so vollständiger bei der gleichzeitigen Veröffentlichung der „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle“. 1871 hatte ihm der Witwer 262 Briefe und die Tagebücher übergeben. Froude gab aus dem übrigen Nachlaß noch 71 andere hinzu, im Ganzen 333 Briefe, aber gekürzt und so absichtlich ausgewählt, daß der Eindruck blieb, alle Schuld an dem Schicksal, über dessen Härte Mrs. Carlyle klagte, trage Carlyle. Seines Testamentsvollstreckers Phantasie hatte sich so völlig in die von ihr konstruirte Seele von Mrs. Carlyle versenkt, daß er die Geschichte, die er erfand, am Ende selbst glaubte. Carlyle, ein Galeerensträfling der Feder, arbeitete mit äußerstem Kraftaufwand. Er mußte allein sein, wenn er schrieb, wenn er betrachtete. Weder bei Tag noch

*) S. „Zukunft“ vom 28. November 1903.

bei Nacht ertrug er, ohne außer sich zu gerathen, das leiseste Geräusch. Ein Hahneschrei brachte ihn zur Verzweiflung, ein Glockenton zur Raserei. Man baute ihm später eine Zelle mit doppelten Wänden und Oberlicht, um ihn vor jedem Lärm und allen ungebeten Besuchern zu schützen. Seine Mitarbeiterin konnte und durfte seine Frau nie werden. Aber eben so wenig erniedrigte er sie zur Magd. Niemals hörte er auf, sie zu lieben, und sagte es ihr mit Rosenamen und in jedem seiner Briefe in den zärtlichsten, innigsten Worten, die davon Zeugniß geben, wie er stets für ihr Wohl, ihre Zerstreuung und ihre Gesundheit besorgt war. Sie erwiderte im gleichen Ton, ertrug jede Trennung von ihm schwer und freute sich auf das Wiedersehen. Carlyle blieb, was er immer gewesen war, „der rechtschaffenste, beste der Menschen, ein Mann in des Wortes voller Bedeutung“, wie Emerson ihn nannte, heroisch im Großen, mährisch, oft verstimmt und an sich verzweifelnd, schwierig in kleinen Dingen, ein Hypochonder, aber von rührender Herzengüte und makelloser Lebensführung. Der Eindruck, den zahlreiche Freunde Carlyles und seiner Frau vom Zusammenleben dieser Beiden behielten, stimmte in keiner Weise zu der Wirkung, die Froudes dreibändige Briefsammlung auf das große Publikum übte. Schon 1886 und wieder 1889 suchten die Professoren Norton und Ritchie dem angerichteten Unheil zu steuern, indem sie weitere Briefe Carlyles veröffentlichten. Er hinterließ eine Nichte, die ihn bis zu seinem Tode pflegte und nach Froudes Ableben die alleinige Besitzerin von Carlyles literarischem Nachlaß blieb. Obwohl sie Froudes Vorgehen heftig tadelte und ihm mehr als einmal Vorwürfe machte, glaubte sie sich durch ihres Onkels Aeußerungen gebunden, vor zwanzig Jahren nichts mehr zu publiziren. Sie starb vor Ablauf der Frist und erst ihr Wette, Mr. Alexander Carlyle, unternahm 1903 die Herausgabe aller noch vorhandenen, von Carlyle selbst geordneten und mit roten versehenen Briefe von Mrs. Carlyle.

Obwohl auch jetzt noch, nach eines klugen Kritikers Aeußerung, die durch Froude bewirkte Scheidung der Anhänger des Gatten und der Anhänger der Gattin nachwirkt und in Streit sich äußert, liegen nun doch die Dinge für alle Unparteiischen klar genug. Mrs. Carlyles Charakter, ihren früh zerrütteten Nerven, nicht Carlyle ist es zuzuschreiben, wenn sie sich unglücklich fühlte. Seine Selbstanklagen beschränken sich darauf, ihrem physischen Zustand nicht genügend Rechnung getragen zu haben. Der Schleier, der gewöhnlich die Intimität des Zusammenlebens zweier Menschen deckt und den er selbst mit schonungsloser Hand lüftete, zeigt durchaus nicht das Bild ehelichen Zerwürfnisses. Der Mann und die Frau, die einander vierzig Jahre lang fast täglich, wenn sie getrennt waren, Briefe schrieben, spielten weder eine Komödie noch hörten sie jemals auf, einander zu achten und zu lieben. Aber Beide hatten harte Köpfe und manchmal gab es Stürme. Den Grundton schlägt ein 1825 datirter Brief Carlyles an seine Jane, damals noch seine Braut, an:

„O Du, meine schöne Schutzheilige, mein freundlicher, heißblütiger (hot-tempered) Engel, mein geliebtes, zankendes Weib, Du sollst mir zu Erfolg verhelfen und in Enttäuschungen mich trösten. Liebe mich mit Deiner ganzen Seele! Und wenn Ruhm uns geschenkt wird, so wollen wir ihn willkommen heißen, wenn nicht, uns nicht darum kümmern, weil wir unendlich Wertvolleres als Alles besitzen, was er uns geben oder nehmen könnte. Seien wir wahr und gut.“

Weder in Edinburg, wo das erste Jahr der Verheirathung verlief, noch in Craigenputtock, wo das Ehepaar, mit längeren und kürzeren Unterbrechungen, auf dem Besiz von Mrs. Carlyle die nächsten sechs Jahre zubrachte, fühlte Jane sich unglücklich. Aus eigener Wahl hatte sie, durch Ueberlassung ihres übrigens kleinen Vermögens an die Mutter, sich mittellos gemacht. Carlyles spärliche Einnahmen aus literarischen Arbeiten und die Farm, die sein Bruder ungeschickt führte — er ging darauf zu Grunde — lieferten ihr ganzes Einkommen. Durch den eigenen Geldmangel ließ sich jedoch Carlyle nie abhalten, seine Mutter und die Geschwister, diese mit verhältnißmäßig großen Summen, zu unterstützen. Das Märchen aber, das Froude in Umlauf setzte, Mrs. Carlyle habe in Craigenputtock kein Dienstmädchen zur Verfügung gehabt, beruht auf Erfindung. Ihre Korrespondenz aus diesen ersten Zeiten der Ehe bestätigt schon das Urtheil einer Freundin ihrer Jugend, „es sei ihr Beruf, Briefe zu schreiben.“ Sie wußte Alles, was ihr begegnete, anmuthig und witzig zu schildern. Dennoch blieben, ihr ganzes Leben hindurch, auch, als keine Noth sie mehr bedrängte, Haushaltungssorgen das bevorzugte Thema. Sie kam nie mit ihren Dienstmädchen aus, wechselte sie wie die Wäsche, lag beständig mit ihnen in Fehde und Carlyle war es, der sie später zwingen mußte, eine zweite Dienerin aufzunehmen. Er hatte sein Theil an diesen häuslichen Unannehmlichkeiten, mußte ihr Mädchen von Schottland nach London mitbringen, die er in den Kiltwagen setzte, während er außen saß und froh, und deren Heimweh er zu trösten hatte. Es half nicht. Stöbern und Ordnen, die Hausfrauenthätigkeit im weitesten Umfang blieb die Leidenschaft seiner Frau. Richtig ist nur, daß er selbst, der Mutter und Schwestern immer bei harter Arbeit gesehen hatte, es als etwas zu selbstverständlich hinnahm, wenn auch Mrs. Carlyle sich plagte, während er für sie Beide verdiente. Craigenputtock wurde behaglich eingerichtet und hatte selbst Platz für Gäste, die auch mitunter kamen. Aber es lag in rauher Gegend und sehr vereinsamt. Der nächste Bäcker war meilenweit entfernt und sein Brod fand Carlyle, der höchst einfach lebte, aber dieses Einfache sehr gut haben wollte, unzuträglich für seinen empfindlichen Magen. So kam es, daß Mrs. Carlyle sich in der Kunst des Brodbackens üben mußte. Einst, erzählt sie, wachte sie nachts in peinlicher Ungewißheit Dessen, was im Backofen sich zutrug. „Ein Gefühl der Entwürdigung“ kam über sie. Es war drei Uhr morgens; sie

legte den Kopf auf die Hände und schluchzte. „Da fiel mir Benvenuto Cellini ein, der die ganze Nacht wachte, während sein Perseus sich im Ofen befand, und ich fragte mich plötzlich: Was ist denn im Grunde in den Augen der höheren Mächte für ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Perseusstatue und einem Brot, sobald nur die Vollendung des einen oder des andern sich als unsere spezielle Aufgabe erweist?“ Dieser Gedanke gab ihr Trost und sie bewies damit, daß sie eine ungewöhnliche Frau war. Auch sollen die Mäßigkeiten ihres damaligen Lebens keineswegs verschwiegen werden. Nur ziemt es sich, nicht zu vergessen, daß sie auch Entschädigungen hatte. Sie liebte ihren Mann. Morgens ritten sie bei schönem Wetter zusammen aus. Nachmittags trieben sie Italienisch und Spanisch, lasen den Ariost und den Don Quixote. Es gab Stunden, wo Carlyles Beredsamkeit sie hinriß und alles Andere vergessen machte. Sie kritisierte seine Arbeiten, freute sich der Briefe, die von Goethe einliefen, sandte dem Dichter, den sie glühend verehrte, eine Locke ihres schwarzen Haars und glaubte, mit dem Scharfblick, der sich lohnen sollte, an Carlyles Stern und an seine künftige Größe. Im schlimmsten Jahr ihrer pekuniären Schwierigkeiten rief er sie liebevoll nach London, wohin er Geschäfte halber vorausgegangen war; dort fand sie Geselligkeit, Unterhaltung und die Bewunderung von Freunden, wie John Stuart Mill, Jeffrey und Anderen, die der „Rose von Haddington“ niemals zugänglich gewesen wären. Ein Aufenthalt in Edinburg, der 1833 das Stilleben des Ehepaars in Craigenputtock abermals unterbrach, mißfiel Beiden. Aus Rücksicht auf seine Frau siedelte Carlyle 1834 für immer nach London über: „Warum nicht aus diesen Torfmooren, aus all diesen ruhigen Erbärmlichkeiten und Lügengewebe von Stallmädchen, aus aller Vereinsamung, Verzweiflung und Verwirrung weglassen und sogleich nach London gehen, sagten wir zu einander.“

So schreibt Carlyle. Es war nicht seine Schuld, wenn der Mangel das Paar auch dorthin begleitete. Er wollte nicht gegen seine Ueberzeugung schreiben und mußte dennoch das tägliche Brot verdienen. „Eine Erbin“ wurde Mrs. Carlyle erst 1842, nach dem Tode der Mutter, mit einer Rente von kaum mehr als zweihundert Pfund, die bei den sparsamen Gewohnheiten des Ehepaars Wohlstand bedeutete. „Sein armer Liebling“, „seine Heldin“, wie Carlyle, in den schönen, innigen Briefen an seine alte Mutter, seine Frau zu nennen pflegte, war schon damals leidend, besonders von Kopfschmerzen und Influenza gepeinigt und oft genöthigt, bei den Ihrigen oder bei Freunden Erholung zu suchen, ohne, wie Carlyles zärtliche Briefe klagten, „Ruhe für ihre müde Seele zu finden“. Da traf ihn ein seltenes Mißgeschick. Nach ungeheurer Anspannung lag der erste Band der „Französischen Revolution“ im Manuscript vollendet. Er gab es seinem Freunde Mill zur Durchsicht. Der ließ es sorglos herumliegen und das Zimmermädchen

zündete das Kaminfeuer damit an. Carlyle mußte seinen verzweifeltsten Freund trösten. Er trug den Verlust mit wunderbarer Fassung: „O hätte ich Glauben! Dann wäre mir nichts zu hart und schwer“, schrieb er in sein Tagebuch. Ohne Notizen, „wie ein Befessener“, fing er in Gottes Namen von vorn an, während er Mrs. Carlyle durch einen Besuch ihrer Mutter zu trösten suchte. „Was er großartig geduldet, bleibt für ihn und für uns bestehen“, schrieb sie. 1837 wurde das Werk vollendet. „Ich weiß nicht, ob es etwas werth ist“, sagte er zu seiner Frau, als er ihr das Manuskript übergab. „Das aber könnte ich der Welt sagen: Seit hundert Jahren habt Ihr kein Buch gehabt, das geraderen Weges und flammender aus dem Herzen eines lebenden Menschen gekommen ist. Thut damit, was Ihr wollt, Ihr . . .!“

Von jetzt an wurde Carlyle berühmt und, wie Goethe vorausgesagt hatte, „eine neue moralische Kraft in Europa“. Nach dem kleinen Haus in Cheyne Row pilgerten die Berühmtheiten des Tages, einheimische und fremde. Mrs. Carlyle gab eine ihrer besten Schilderungen, die des Besuches des Grafen d'Orsay, des Fürsten der Dandies:

„Zum Glück war es nicht einer meiner nervösen Tage, so daß ich die ganze Sache von meinem Prie-Dieu aus betrachten konnte, ohne von seiner Aufregung ergriffen zu werden, und es war ein Anblick, als ob das Millennium angebrochen sei und der Löwe mit dem Lamm und alle unverträglichen Dinge zusammen verkehrten. Carlyle in seinem grauen Plaid Anzug und in seinem Armstuhl blickte mild auf den Fürsten der Dandies. Der, blinkend wie ein Diamantenfäßer, blickte mild auf ihn zurück. D'Orsay ist wirklich ein schöner Mann, wenn man ihn einmal gehört und herausgefunden hat, daß er Witz und gesunden Menschenverstand besitzt. Im ersten Augenblick aber ist seine Schönheit eher von der abstoßenden Sorte, die, wie der Genius, geschlechtslos scheint. Und diesen Eindruck verstärkt sein phantastischer Anzug: himmelblaue Atlaskravatte, ellenlange goldene Ketten, weiße französische Handschuhe, rethfarbiger, mit Sammet von der selben Farbe gefütterter Ueberzieher, unsichtbare Unausprechliche, hautfarbig und sitzend wie Handschuhe u. s. w. Das Alles ist absurd genug; aber die Manieren sind männlich und einfach; mit einem Wort: man ist überzeugt, er sei, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein verteuftelt gescheiter Burfsche . . .“

Ein anderes Mal schreibt Mrs. Carlyle dem Gatten, der ältere Sterling habe zu ihr gesagt: „Sie wären unendlich liebenswürdiger, wenn Sie nicht so verdammt gescheit wären.“ Sie deutete die Bemerkung im Sinne des Lobes, nicht der Kritik. Man müßte, von 1840 ab besonders, fast jeden ihrer Briefe citiren. Panal oder langweilig ist keiner. Die meisten überströmen von Komik und satirischer Laune, scharfen, treffenden Aeußerungen, freilich sehr oft auf Kosten der Anderen. Sie schonte Keinen, weder die Freunde noch die Familie, selbst nicht die eigene Mutter, „die bereit ist, Alles herzugeben, nur nicht Das, was man braucht, und Alles zu thun, nur nicht Das, um was man bittet.“ Von Darwin berichtet sie spottend

einen Zug der Herzlosigkeit, von Miss Martineau einen solchen der Eitelkeit. James Martineau veranlaßt sie zur Auslassung: „Einen tieferen Zug der Schwermuth sah ich niemals auf einem menschlichen Antlitz. Ich halte ihn für das Opfer des Gewissens, was beinahe so schlimm ist, wie das Opfer des grünen Thees zu sein. Sein Herz und sein Verstand protestiren gegen diese Fessel und so ist er ein mit sich entzweiter Mensch. Ich möchte ihn bekehren, — moi! Könnte er sechs Monate hindurch in einen gesunden Zustand plötzlicher Schurkerei versetzt werden, so läme er, ‚ein starker Mann‘, aus dieser Erfahrung. So aber fühlt er, es sei wenig verdienstlich, geistig froh in seiner gegenwärtigen, unbesleckten Verfassung sich zu wissen. Und in Folge Dessen ist er eben so traurig wie irgend einer von uns Sündern!“ Das Alles nach einer Predigt, die ihr und James Martineau mißfallen und Beide zum Widerspruch gegen „all den Unsinn von Tugend und Glückseligkeit“ gereizt hatte.

Dann wieder tanzt die Taglioni „auf ihrer großen Zeh, den anderen Fuß in der Luft, viel höher, als Anstand es jemals träumte, . . . immer wieder, bis zur Langeweile. Aber Herzoginnen warfen Blumensträuße und nicht ein Mann (Carlyle ausgenommen), der nicht bereit gewesen wäre, sich selbst zu werfen. Ich zählte fünfundzwanzig Sträuße. Aber was bedeutet Das? Die Kaiserin von Rußland, in einem Anfall von Begeisterung, warf ein Diamantenarmband dieser selben Taglioni zu Füßen: Tugend belohnt sich selbst (in dieser Welt)?“ Mrs. Carlyle war unerbittlich in ihrer Satire. Nur Einer entging ihren Sarkasmen: ihr Mann. Mit tausend Küffen und Liebesworten, Dank für seine Liebe und Bethewerungen, nie werde sie ihm wissentlich ein Leid verursachen, beantwortete sie seine täglichen Briefe. Das änderte sich für einige Zeit in Folge der Bekanntschaft des Ehepaares mit einer sehr geistreichen, vornehmen Frau, Lady Harriet Baring, später Lady Ashburton. Mrs. Carlyle war sich ihrer geistigen Ueberlegenheit sehr wohl bewußt. Nach einem Diner bei dem Dichter Monkton Milnes schrieb sie: es sei ein sehr angenehmer Abend gewesen; womit sie sagen wollte, man habe sie anerkannt und ausgezeichnet. In Lady Ashburton trat ihr 1845 eine geistig ebenbürtige Frau, nicht weniger selbstbewußt, als sie es war, entgegen. Obwohl sie es an ausgesuchter Höflichkeit nicht fehlen ließ, schrieb Mrs. Carlyle nach dem ersten Besuch in ihrem Hause an den Gatten: „Wir werden, denke ich, ganz gut zusammen auskommen, aber ich sehe, die Dame besitzt das Genie, zu herrschen, während ich das Genie, nicht beherrscht zu werden, besitze.“ Das Ende war, daß Mrs. Carlyle die Andere haßte und dem Gatten die Qualen der Eifersucht nicht ersparte. Der Herausgeber ihrer Briefe, Mr. Alexander Carlyle, ließ sich die Nähe nicht verdrießen, diesen zwei Bänden eine endlose Einleitung, das Gutachten eines Arztes, vorauszuschicken. Dieser, Sir James Crighton-Browne, vertritt die Ansicht, Mrs.

Carlyles Eifersucht sei auf Geistesstörung zurückzuführen. In jenen Jahren, so behauptet er, war sie durch übermäßigen Genuß von Thee und Cigaretten und in Folge neuralgischer Schmerzen hochgradig neurasthenisch, eine Morphinitin, mit einem Wort: unzurechnungsfähig. Sie sagte ja selbst, „es sei ihre beständige, dringende Sorge, to keep out of Bedlam.“

Der Arzt übertreibt ganz eben so, wie Froude übertrieben hatte. Von getrübttem Bewußtsein verrathen die Briefe der Mrs. Carlyle nicht das Geringste. Wohl aber kam es 1846 zu einem heftigen Austritt zwischen ihr und dem Gatten: und sie reiste ab. Der Hausfreund, Giuseppe Mazzini, war, der sie in zwei merkwürdigen Briefen zur Vernunft und zu dem Bewußtsein zurückrief, daß sie keinen Grund zur Klage habe. Carlyles Verhalten gegen sie änderte sich nie: „O meine liebe kleine Joannie! Denn im Ganzen ist Keiner von ihnen Allen werth, neben Dir genannt zu werden, wenn Dein besserer Genius Dich nicht verlassen hat“, schrieb er 1850; „versuche, zu schlafen und Dein armes kleines Herz, Deine Nerven zu beruhigen und mich wie früher zu lieben, wenigstens nicht zu hassen! Mein Herz ist ermüdet und von den dreißigjährigen rauhen Jahren, die hinter mir liegen, erschöpft; aber es ist so mit Dir verbunden, arme Seele, wie es mit keiner anderen möglich ist; hilf mir, Das, was mir vom Leben noch übrig bleibt, richtig verwenden, und ich will Dir auf ewig dankbar sein. Gott segne Dich alle Zeit.“ Auch Mrs. Carlyle fand den alten Ton wieder; aber es bleibt der Eindruck, daß das Verdienst dafür zum nicht geringen Theil Lady Ashburton gebührt. Die vornehme, geistreiche Weltbame ließ sich den Umgang mit Carlyle nicht, durch die Launen seiner Frau verkümmern. Sie jagte nach wie vor in Jones Revier. Das heißt: sie ließ sich weder an Geist noch an Wig von ihr übertreffen und hielt ihr Stand. Aber sie gewann auch ihre Achtung, wenn nicht ihre Freundschaft, und empfing sie sehr liebenswürdig mit Carlyle bei sich auf ihren Landsitzen und Schlössern. „Ja, war eine Woche hindurch mit Lady Harriet Baring, von der Ihnen Carlyle ohne Zweifel mit Begeisterung gesprochen haben wird“, schrieb Mrs. Carlyle an die Schwiegermutter; „Sie ist eine sehr geschickte und dazu eine sehr liebenswerthe Frau, mit der es sich höchst angenehm lebt, wenn sie die Leute mag. Wenn sie sie aber nicht mag, so würde sie sie lieber mit Schießpulver in die Luft sprengen, als sich in ihrer Gesellschaft langweilen“. Unter der selben Bedingung kamen die beiden Damen schließlich sehr gut zusammen aus, denn keine langweilte die andere, aber es war nicht Lady Ashburton, die das Kürzere zog. Eines Tages fragte sie Mrs. Carlyle über Darwins Meinung von den Denkwürdigkeiten Blanco Whites, eines Mannes, der durch merkwürdige religiöse Erfahrungen gegangen war. Mrs. Carlyle, die erst sehr spät im Leben vom Ernst der Ueberzeugung ihres Mannes ergriffen wurde und sich zu jener Zeit kleine Gottlosigkeit-

seiten noch nicht versagte, antwortete, Darwin sei der Ansicht, es „beeinträchtigte die Theilnahme an den religiösen Skrupeln eines Menschen, wenn man entdeckte, daß diese nur Symptome eines Leberleidens gewesen seien.“ „So lange sich der Antheil der Leber nicht bestimmt feststellen läßt, dürfte es sich empfehlen, mit Ehrfurcht von solchen Dingen zu reden“, entgegnete Lady Ashburton. „Das ist sehr richtig“, fügt Mrs. Carlyle hinzu, die es gerathen fand, bis zum Tode der Dame, 1857, in Frieden und Eintracht mit ihr zu leben.

Von da an versagte die Gesundheit Jones mehr und mehr. Sie duldete ihre Schmerzen mit stoischer Ergebung, verbarg sie ihrem Gatten und nur selten, sehr selten entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Im Uebrigen blieb sie bis zuletzt, was sie immer gewesen war: scharf, eigenwillig, satirisch, mit einer Zunge, deren spitze Ausfälle mit Moskitostrichen verglichen worden sind und die eins ihrer Opfer, den Dichter Browning, zu dem Urtheil veranlaßte, sie sei hart und lieblos. Das war sie nicht; eben so wenig war sie bequem im Verkehr, aber unterhaltend, geistreich, höchst witzig und eine Virtuosa des Briefstils. Und von einem großen Manne geliebt, der, Alles in Allem genommen, ihre in einer Stunde des Unmuthes gesprochenen Worte: „Meine Liebe, was Sie auch immer thun mögen: heirathen Sie nie einen Mann von Genie!“ durch die Treue seiner Neigung und den Schmerz um ihren Verlust in einer Weise widerlegte, die ihre lächnsten Hoffnungen übertraf und die lange Kontroverse zu Weider Ehre schließt.

München.

Lady Blennerhassett.



Panama-Berlin.

In Panama, der alten Spanierstadt voll Schmutz und Romantik, wo der Boden für Ränkeschmiede und Racher so günstig ist, sitzt Philippe Bunau Varilla, der jüngste der Staatengründer, an seinem Schreibtisch und überfliegt majestätischen Blickes den Einkauf. Bittschriften, nichts als Bittschriften; wie einst in Guastalla. Jeder will haben, Niemand will geben. Panama aber hat die Fahne der Freiheit, die Philippe Bunau Varilla meint, auf einen Hügel von Dollars gepflanzt und lebt, um zu verdienen. Ueber Varillas Hüge gleitet ein Lächeln. Er „hats“. Bald darauf vertraut in Berlin ein Bankdirektor seiner Frau das süße Geheimniß an, daß er Konsul geworden sei, Generalkonsul — Das macht sich besser — von Panama.

Wer solls werden? Hätte ich ein Vorschlagsrecht, so würde ich primo loco Herrn Direktor Rudolf Koch von der Deutschen Bank vorschlagen. Das ist ein Mann, von dem man mindestens seit den bayreuther Gerichtstagen weiß, daß er nur seinem

Beruf lebt. Doch niemals wird die Deutsche Bank zugeben, daß dieser Direktor, dessen unermüdlige Hingebung ihr in jeder Stunde Trost und Stütze ist, auch nur ein Theilchen seiner Arbeitskraft und seines Eifers anderen Dingen zuwende, und wären es selbst die Konsulatsgeschäfte von Panama, von deren tüchtiger Führung so viel Glück in der Welt abhängt. Diese Kandidatur kommt also nicht ernstlich in Betracht. An die Deutsche Bank ist wohl überhaupt nicht zu denken; welcher von ihren Leitern möchte denn auf einem Posten stehen, wo er sich Tag vor Tag durch den Gedanken an die überragenden Eigenschaften des Kollegen Koch beschämt fühlen müßte? Und außerdem: noch ist Bagdad nicht verloren; bis zur Vollendung der mesopotamischen Bahn kann eine neubabylonische Dynastie entstehen, in deren Diensten Gewinner viel höherer Ruhm beschieden wäre als in denen von Panama. Secundo loco: Direktor Vernburg. Ich hoffe, er wird die Bescheidenheit, die er in wahrhaft rührender Weise bei der niedrigen Einschätzung der Pommerbank-Aktiven zeigte, nicht etwa so weit treiben, daß er die Konsulatswürde ausschlägt, wenn sie ihm im Namen des isthmischen Volkes angeboten wird. Barilla müßte jedenfalls mit der mimosenhaften Scheu rechnen, die der treffliche Saniter vor der Öffentlichkeit nun einmal empfindet, und ihn bei einer anderen Seite zu packen suchen. Das Klügste wäre vielleicht, Herrn Vernburg daran zu erinnern, daß das neue Staatswesen aus der Rekonstruktion einer vormalis berühmten Gesellschaft entstand, deren Aktionäre bis auf die Haut sanirt worden sind. Aber ich zerbreche mir den Kopf, um zu erfinden, wie Herr Vernburg für Panama zu gewinnen wäre, und am Ende ist er gar schon gewonnen. Als er im Spätherbst wie auf Socken durch Amerika wanderte, keinen Laut von sich gab, auch keinem Interviewer sein Herz enthüllte, tauchten in der Heimath über den Zweck seiner Reise Vermuthungen auf, von denen noch keine als richtig erwiesen ist. Er ist doch gewiß nicht als Trabant des Herrn Hans Winterfeldt hinübergegangen, um mit seiner Unterschrift als formeller Ergänzung Abmachungen zu zeichnen, die der kommende Mann von Hallgarten & Co. vollzog. War er etwa von dieser Firma als ein Schatzmeister von Weltruf hinübergeben worden, um bei der Sanirung der unglücklichen Realty Company mitzuwirken, die von Hallgarten erst im Sommer des vorigen Jahres mit 60 Millionen Dollars gegründet wurde und schon im nächsten Sommer argem Siechthum verfiel? Glaubwürdiger wäre immerhin noch die Annahme, Herr Vernburg sei übers Wasser gegangen, um insgeheim die Gründung der Republik Panama mit deutschem Kapital zu unterstützen. Das wäre kein übler Coup. Die als Darmstädterin bekannte Bank für Handel und Industrie, die durch ihre portugiesischen Emissionen schon seit Jahren in eben so innigem wie schmerzhaftem Kontrakt mit den iberischen Völkern steht, hätte damit wieder einmal den Beweis erbracht, daß in Darmstadt nicht nur die Familienbande der größten Herrscherhäuser, sondern auch die Fäden der Weltpolitik und der Weltfinanzen zusammenlaufen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich an der Gründung der isthmischen Republik mit 160 Millionen Mark betheiliget. Solches Partners braucht selbst die Darmstädter Bank sich nicht zu schämen; und wenn Herr Vernburg nur halb so tüchtig ist, wie die Herren Schulz und Romeis von ihm behaupten, wird er wissen, wie er die befruchtende Kraft dieser Dollarschätze für den eigenen Boden nutzbar zu machen hat. Geld zieht Geld an. Und der Bankdirektor, der ein paar Millionen wagt, um ins Panamageschäft hineinzukommen, würde als ein ordentlicher Kaufmann handeln, der die

Größe des Risikos an der Größe des zu erwartenden Gewinnes mißt. Und dann noch der Glorienschein des panamitischen Generalkonsulates! Der Abglanz stiele auf das ganze Institut. Man wüßte dann endlich, warum das Haus am Schinkelplatz allen anderen Banken so auffällig den Rücken kehrt.

Das Alles ist ja nicht sehr ernst gemeint, braucht darum aber nicht als ganz unhaltbare Kombination verspottet zu werden. In unserer Finanzwelt sind heutzutage noch viel wunderlichere Einfälle denkbar und ich würde nicht ohne Weiteres an eine Utopie glauben, wenn ich hörte, daß zunächst die Erde mit dem Mars, dann die Sonne mit allen Planeten zu einer einzigen Aktiengesellschaft vereinigt und daß die Subskription auf jedem Stern mit einem Agio von eben so vielen Prozenten eröffnet wird, wie die Strecke zwischen Nord- und Südpol Reisen mißt. Da streiten die westfälischen Stahlwerkbesitzer mit den lothringischen und schlesischen über den Schlüssel, nach dem ihre Stahlproduktion und ihr Zuschuß zum Exportverlust aufgetheilt werden soll: und richtig finden sich Leute, denen dieses Geplänkel den Glauben suggerirt, der Plan des Stahlwerkverbandes schwebt in Lebensgefahr. Die selben Befürchtungen gingen der Bildung des neuen Kohlensyndikates voraus, das nun mächtiger dasteht als je ein anderes Syndikat, so mächtig, daß es schon wenige Wochen nach seiner Gründung dreien der angesehensten Mitglieder die eiserne Faust zeigen konnte, als sie in den Besitzverhältnissen Verschiebungen vorzunehmen wagten, die dem Geist des Syndikates widersprachen. Bald wird ein eben so straff disziplinierter Deutscher Stahlwerkverband uns beschert werden. Wegen die Gewalt, die im modernen Wirtschaftsleben die Individualitäten zusammenzwingt und zusammenschmiebet, giebt es keinen Widerstand. Deshalb sollte man den Zweifel an dem Gelingen des Stahl Syndikates der Regierung überlassen. Sie muß zweifeln oder wenigstens „so thun“. Denn im Reichsamt des Innern ist die berühmte Enquete über das Kartellwesen, die der Legislative die nicht minder berühmten „neuen Gesichtspunkte“ liefern soll, noch nicht abgeschlossen. Ist sie es, dann wird das letzte der großen Syndikate, auf das es die Einberufer abgesehen hatten, fertig sein; wahrscheinlich schon früher. Und was herausgekommen ist, wird so neue Wesenszüge tragen, daß die Enqueteberichte veraltet erscheinen werden. Wer heute von Kartellen und Syndikaten spricht, mäkelte höchstens noch an den Ziffern herum. Ueber die Frage, ob solche Organisationen erlaubt oder verboten sein sollen, ist man längst zur Tagesordnung geschritten. Längst; wir stehen ja bereits in der Kera der Fusionen. Noch wird die Sache vielfach als Sport betrieben, aber der Ernst wird sich schon melden. Warte nur: halbe hörst Du wohl von der Fusion Packerfahrt-Norddeutscher Lloyd. Das dünkt Manchen das Nächste. Und wenn der neueste Wertheim-Palast erst unter Dach ist, sorgt die Diskontogesellschaft, als Obhüterin der Wertheimgründung, vielleicht für eine rasche Fusion mit Tief und Jandorf. Dann könnte den spekulativen Sinn unserer konfuse Fusionen Schnüffeler keine Schranke mehr hemmen. Und schließlich muß ja einmal der Tag kommen, wo Börse und Bank sich wieder mit einer anderen Frage beschäftigen als mit der, ob der Stahlwerkverband gefährdet oder gesichert ist. Vielleicht aber merkt man dann, daß den Fragern die Sache nicht so wichtig war wie die durch den ewigen Zweifel geschaffene Möglichkeit, die Kurse neckisch nach oben oder nach unten zu treiben.

Dis.



Notizbuch.

Der Reichstag ist wieder da; und endlich wird der Bürger, in der fünfzigsten Woche des Jahres, wieder die tröstende Kunde vernehmen, daß auch in den deutschen Grenzen noch Politik getrieben wird. Fast hatte er schon vergessen, trotzdem eben erst im größten Bundesstaat ein neues Parlament gewählt worden ist; das freilich nicht anders aussieht, als das alte aussah. Auch der Reichstag wird sich nach Menschenermessen von dem achtundneunziger nicht wesentlich unterscheiden. Rechts fehlen ein paar lächtige Leute, links sind ein paar helle Köpfe hinzugekommen; und die bekannten Redner werden die bekannten Reden pünktlich nicht unterdrücken. Die Mehrheit kann sofort zeigen, ob sie klug handelt oder das Hochgefühl ihrer Macht zunächst einmal auskosten will. Ist sie klug, dann trennt sie aus eigenem Trieb scharf die Nothparagrafen ab, die während der Tarifobstruktion der Geschäftsordnung angefügt worden sind. Sie kanns getrost wagen; denn einstweilen wenigstens wird jede Partei sich dreimal besinnen, ehe sie den Versuch unternimmt, einer mehrheitlichen Majorität den Willenskanal zu verstopfen. Noch ein zweiter Beschluß könnte die Weisheit des Hohen Hauses bewähren. Der Sozialdemokratie, die rasch noch die argsten Symptome inneren Faders beseitigt und, wie ihr ja hier auch gerathen ward, allen Sündern in Gnaden verziehen hat, sollte die Nothigung nicht erspart werden, ihren Vertrauensmann ins Präsidium zu schicken. In den ersten Augusttagen, fünf Wochen vor dem bresdener Parteitag, wurde hier darüber gesagt:

Wird die Sozialdemokratie dem neuen Reichstag den Ersten Vicepräsidenten liefern? Soll sie für dieses Ehrenamt überhaupt einen Kandidaten aufstellen? Ernsthaft aufstellen und ihn verpflichten, auch die Bürden der Repräsentation auf sich zu nehmen? Herr Bebel sagt: Nein. Herr von Vollmar sagt: Ja. Herr Bebel, der greise Optimist, glaubt, seine Partei werde in absehbarer Zeit die politische Macht erobern, Monarchie, Grundherrschaft, Industriefeudalismus, alle Formen kapitalistischer Knechtung und Ausbeutung beseitigen und die sozialistische, frei über die Mittel zur Produktion verfügbare Gesellschaft entbinden. Deshalb will er dennoch, aber nicht lange mehr herrschenden Gewalten keine Konzession machen, hält es mit Bierlegearbs und Lebenslösung „Alles oder nichts“ und findet die Rolle der gekränkten Unschuld, die auf die nahe Stunde der Apotheose harret, für seine Partei dankbarer als die des schmiegsamen Taktikers, der mit den Verhältnissen grausamer Wirklichkeit rechnet und sich jeder Sprosse freut, die er auf der höher führenden Leiter erklimmen hat. Herr von Vollmar ist von Sentimentalität und Illusionen frei; kein Patetiker, sondern ein Realist — meinetwegen: Possibilist —, ein ungemein kultivierter Mann, der sich aber die urwüchsigste Bauernschlauheit bewahrt hat und oft da lächeln, sogar laut lachen kann, wo Sankt Augustus nur Flüche und grause Metaphern findet. Er hat menschliche und gesellschaftliche Entwicklungen nicht nur, wie Bebel, von unten gesehen, steht der Natur näher als irgend einem Dogmenglauben und weiß, wie langsam hienieden Alles keimt, wächst, reift und wie froh Einer sein muß, wenn er im Lauf seines Lebens die Sache, der er dient, nur um ein Wegstrecklein vorwärts bringt. Deshalb will er jede Position, die er zu nehmen vermag, scharf auch besetzen; ist's kein die Lande beherrschendes Fort, so doch ein Borwerk, in dem man rasten, von dem aus der Strategie

weiteroperieren kann. Ein Platz im Präsidium, meint er, ist immerhin eine schöne Sache; man sitzt an den Quellen parlamentarischer Macht, hört, was vorgeht, kann drohende Angriffe abwehren und beweist der Gemeinde und der Di Spora, bis zu welcher Höhe die Fraktion es gebracht hat. Der Besuch, den das Präsidium nach der Konstituierung des Reichstages dem Kaiser macht, sollte uns hindern, den sichtbaren Preis langen Mühens einzustreichen? Lächerlich. Der Besuch gehört zu den Formalitäten, an denen eine ernste Sache nie scheitern darf. Ist dem Kaiser nicht unbequem, einen Sozialdemokraten im Schloß zu empfangen: ungenirt der Empfang nicht. Und will der Kaiser Wahrheit: von unserem Vertrauensmann kann er sie haben. Herr Bebel, der sich mit kleinen Erfolgen nicht abspelsen lassen will, widerspricht, leidenschaftlich wie immer. Der Besuch — so ungefähr ist sein Gedankengang — ist und bleibt eine Huldigung; wir aber huldigen keinem Kaiser, setzen keinen Genossen der Gefahr aus, schlecht behandelt oder über die Achsel angesehen zu werden; wir sind entschlossene Gegner aller höfischen Zügerei und dürfen nicht dulden, daß die Vertreter des Parlamentes in einer Hofgesindestube auf den Wink des Monarchen warten. Beide Männer reden und handeln, wie sie müssen, und wählen den Weg, auf den die Summe ihres Wollens, ihr „Charakter“, sie drängt. Wahrscheinlich hat Herr Bebel jetzt noch die Mehrheit der Fraktion auf seiner Seite. Und der kühle Beobachter wird finden, so einfach, wie Herr von Vollmar sie darstellt, liege die Sache am Ende doch wohl nicht. Als Symbol der Macht wäre die Würde des Ersten Vicepräsidenten nicht zu unterschätzen. Aber der Genosse käme auf dem Präsidialstiz in schwierige Lagen. Er müßte, nach der Sitte des Hauses, Neußerungen rügen, die er nach seiner Ueberzeugung nicht tadeln kann, und dürfte sich gewissen Ceremonien nicht entziehen, die sein Glaube empört ablehnt. Im Schloß... Daß der Kaiser höflich wäre, darf nicht bezweifelt werden. Aber er hat die Sozialdemokraten hundertmal in schroffen Scheltreden gekränkt, sie ehrlos genannt, eine Rotte vaterlandloser, des deutschen Namens unwerther Wesellen, Volksbetrüger, tüdtische Mörder. Einem Mann, der so gesprochen hat, pflegen die Gescholtenen keine Höflichkeitsvisite zu machen. Und die Hauptsache: den größten Theil ihrer Wirkung auf die Masse verdankt die Sozialdemokratie der Thatfache, daß sie, im Gegensatz zu allen anderen Parteien, nie für Transaktionen und Konzessionen zu haben war. So was machen unsere Leute nicht, sagt der Arbeiter und ist stolz auf die starre Römer tugend seiner Mandatäre. Soll man diesen Nimbus auf ein Spiel setzen, dessen Gewinn im günstigsten Fall doch nicht allzu beträchtlich wäre? ... Zwar ist die Rubenz von keinem Befehl vorgeschrieben; auch die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstages bestimmt im zwölften Paragraphen nur: „Die Konstituierung des Reichstages und das Ergebnis der Wahlen wird durch den Präsidenten dem Kaiser angezeigt.“ Angezeigt: dieser Bestimmung würde auch eine schriftliche Meldung genügen. Durch den Präsidenten: er könnte seine Stellvertreter also ruhig zu Hause lassen. Doch die Mehrheit wird unklug genug sein, der Sozialdemokratie die Verlegenheit zu ersparen, die entstände, wenn ein rother Genosse genötigt wäre, im Schloß einen Diener zu machen und im Wallotbräu „die Würde des Hauses zu wahren“. Und die Gruppe Bebel wird sich freuen, wenn sie die von parlamentarischer Macht untrennbare Verantwortlichkeit nicht auf sich zu nehmen braucht und, mit dem ehe-

lichen Pathos gekränkter Unschuld, wieder sagen und schreiben kann, daß nicht einmal das winzigste der ihr gebührenden Rechte ohne schändlichen Verrath heiliger Ueberzeugung von der brutalen Kapitalistengesellschaft zu erlangen ist.

Nicht nur der Legende wegen, die behauptet hat, in der „Zukunft“ werde die rote Fraktion oder doch deren radikalere Flügel mit ganz besonders verrückter Tücke geschmäht, ist vielleicht nützlich, post varios casus daran zu erinnern. Seit Dresden wissen wir zwar, daß kein Genosse ins Schloß gehen darf (was den Kaiser, der damit gestraft werden soll, sicher nicht ärgern wird). Für die Mehrheit aber, die Gewissensbedenken nicht nachzuzufagen braucht, ist der Thatbestand unverändert; sie sollte ruhig jeden Sozialdemokraten wählen, der für den Posten präsentiert wird, an die Wahl keine Bedingung knüpfen, thun, als merkte sie nichts, wenn der Erwählte sich am Tage der Schloßaubienz etwa krank meldet, und auf die erfüllte Pflicht pochen, wenn die Würde abgelehnt wird. Warten wir's ab... Die zum Bundesrath bevoollmächtigten Herren werden den röthlicher strahlenden Kuppelsaal wohl mit schauerndem Gefühl betreten. Doch sie haben jetzt einen Kriegsminister, der reden kann, und dürfen für Angststunden auf Preußen hoffen. Denn in Preußen, Herren Möllers Excellenz hat es jüngst allem Volke verstanden, waltet nun eine Regierung, wie sie, so tüchtig, gewissenhaft, thatkräftig und klug, auf borussischem Boden noch niemals gesehen ward. Und Herr Theodor Möller, der schöpferische Genius von Kupferhammer, muß es wissen; denn er gehört selbst ja zu der Regierung, die den Ruhmesglanz der Stein und Bismarck nächstens mit unerforschtem Licht überfunkeln wird. Nächstens . . .



Zwischen den Herren Von Pflaß-Partung und De Jonge ist über Napoleons Verhalten bei Jassa ein Streit entstanden, in dem Beide ein Schlußwort zu sprechen wünschen. Der Historiker schreibt:

Wo fängt das moralisch Erlaubte an und wo hört es auf? Eine schwierige Frage. Wir haben keinen Kanon der Moral. Wir kennen auch selten alle Umstände und Motive genau, die zu einer That trieben. Und doch muß selbst der Historiker, der nicht im Staub der Urkunden ersticken will, moralische Werthurtheile fällen. Man hat die Weltgeschichte das Weltgericht genannt; an dieser Rechtsprechung hat der Geschichtschreiber mitzuwirken. Aber er ist in ungünstigerer Lage als der Richter in der Amtstrobe. Der hat seine Gesetzbuchparagrafen, kann Zeugen vernehmen, Eide verlangen, hat mit lebenden Wesen, die leibhaftig vor ihm stehen, und mit kontrollirbaren Zuständen zu thun. Was aber bleibt dem Historiker? Vergilbte Blätter, deren Schriftzüge oft entstellt, oft schwer zu entziffern, oft von Parteiwuth verzerrt sind, und die Stimme seines Gewissens, die Sicherheit seines sittlichen Gefühls. Diesem Gefühl folgte ich, als ich vor ein paar Wochen hier verlangte, der Geschichtschreiber solle Napoleons Verhalten vor Jassa, die Liebermepelung der gefangenen Tärken, nicht zu entschuldigen versuchen, sondern offen eine Schandthat nennen. Gegen meine Auffassung wandte sich Herr Dr. De Jonge am siebenten November in dem Artikel „Napoleon in Jassa“. Das kann mir nur angenehm sein; denn erst im Kampf klären sich Anschauungen und Dinge. Soll der Kampf aber belehren, so muß der Kämpfer hübsch bei der Sache bleiben. Das hat mein Gegner nicht gethan. Wer seinen Artikel las, mußte glauben, ich hätte Napoleon als Gesamterfcheinung ver-

urtheilt und sei ein fanatischer Feind dieses großen Mannes. Der bin ich nicht; freilich auch kein fanatischer Bewunderer. Fanatismus führt nicht zur Wahrheit und Klarheit. Wenn Herr Dr. De Jonge meine Ansicht kennen lernen will, mag er meine Schriften aus der Zeit Napoleons lesen. Hier handelte sich mir nur um den einzelnen Fall. Auch heute will ich mich an ihn halten und nur die sachlichen Gründe des Gegners prüfen.

Er sagt: „Bonaparte sandte an den Kommandanten von Jassa einen Parlamentär, um ihn aufzufordern, sich zu ergeben. Der aber ließ dem Gesandten statt aller Antwort den Kopf abschlagen“. Nach dem Repräsentantenrecht verfuhr dann der Franzose gegen die Türken. Nun: schön war die That des türkischen Generals nicht, aber verstänblich; denn die Franzosen waren ohne Kriegserklärung gekommen, wie Räuber und Mordbrenner. Noch auf dem Wege nach Jassa hatten sie ganze Olivenwälder zerstört und Dörfer eingeäschert. Die Wuth des Rufesmanen war also begreiflich; seine That bleibt darum doch unsittlich und unflug, und wenn er sie mit dem Leben bezahlt hätte, brauchten wir ihm keine Thräne nachzuweinen. Soll aber ein ganzes Heer die persönliche Verfehlung des Führers büßen? Das wäre ein gar zu summarisches Verfahren. Doch hören wir weiter: „Napoleon vertheidigte sein Verfahren damit, daß die Gefangenen, die die Besatzung der vorher eroberten Stadt El-Arisch gebildet hatten, auf ihr Wort, in diesem Feldzuge nicht weiter zu dienen, freigelassen waren, sich aber sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jassa verstärkt und durch ihren thatkräftigen Widerstand viele Franzosen das Leben gekostet hätten.“ Daß in solchem Fall wortbrüchige Kriegsgefangene ihr Leben verwickelt haben, sei feststehende Regel des Völkerrechtes. So meint mein Gegner. Gut. Woher weiß er denn aber, daß Napoleons Behauptung richtig ist? Von einer Untersuchung der Sache ist mir nichts bekannt. Auch handelte es sich in El-Arisch doch nur um 700, höchstens um 800 Mann (Zybel V. 538; Journier I. 139), bei Akka sind aber mindestens 2000, wahrscheinlich mehr als 3000 umgebracht worden. Wie die Sache wirklich stand, erzählt ein Stabsoffizier der französischen Armee: „Die Gefangenen von El-Arisch waren gegen die Kapitulationsbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten, statt nach Bagdad, nach Jassa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Als Jassa erstürmt war, begannen die Milizen, unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jassa wendeten; er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschiren lassen.“ Die Truppen verlangten also nur, daß er Wort halte. „Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen, und da er ohnehin schon vorhatte, sich der bei Jassa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El-Arisch unter sie mengen und Alle zusammen am zehnten März ermorden.“ (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine XXXVI, 141). Er ließ also nicht nur die bei Jassa Gefangenen, sondern auch die von El-Arisch umbringen, denen er ausdrücklich freien Abzug versprochen hatte. Auch Bonapartes Behauptung, er sei nicht im Stande gewesen, die Gefangenen zu ernähren, ist unhaltbar. Nach seinem eigenen Bericht hatte er in Jassa 400 000 Rationen Zwieback und 200 000 Centner Reis vorgefunden, wozu sich noch die Beute von Gaza gesellte: neben Anderem 300 000 Rationen Zwieback. Damit konnte man die 12000 Franzosen und 3000 Gefangenen Monate lang ernähren. Daß die Gefangenen unbequem waren, unterliegt keinem

Zweifel. Das gab aber dem Feldherrn noch lange nicht das Recht, sie abgeschlachtet zu lassen. Abgeschlachtet wurden sie: mit dem Bajonnett niedergestoßen, nicht, wie der von De Jonge citirte Laurent sagt, erschossen. Auf diese Weise konnte man Patronen sparen. Statt übrigens den unzuverlässigen Schönsürber Laurent gegen mich ins Feld zu führen, hätte mein Gegner nachlesen sollen, was Sybel über den Gedankengang und die That Napoleons sagt. Nach dem Untergang der französischen Flotte und bei der feindlichen Haltung der Pforte fühlte der General sich in Egypten höchst unsicher. Aus dieser Zeit berichtet Sybel: „Er erklärte deshalb, daß im Orient der Gehorsam nur durch Furcht zu erzwingen sei, und unaufhörlich folgten sich die Befehle an seine Offiziere, ein Exempel zu statuiren. Das hieß: eine Anzahl Köpfe abzuschlagen . . . Er ließ verkünden: Die Zeit wird kommen, wo Jedem klar wird, daß ich höheren Befehlen folge und daß keine menschliche Anstrengung Etwas gegen mich vermag.“ Gegen solchen Wahn kam keine menschliche Regung auf. Ueber die hier umstrittene That urtheilt Sybel: „Man wird sagen müssen, daß die sogenannten Gründe nur Vorwände waren. Bonaparte hielt es für gut, den Gehorsam durch Furcht zu erzwingen und hier an der Schwelle Syriens den Schrecken in großem Stil zu verbreiten.“ Der größte deutsche Geschichtschreiber der Revolutionzeit ist meinem Standpunkt also um viele Meilen näher als dem meines Gegners. Und diese Gewißheit läßt mich unbegründete Angriffe leicht verschmetzen.

Professor Dr. Julius von Pflugk-Hartung.

Die Antwort lautet:

Wenn Napoleon und die Franzosen, weil sie „ohne Kriegserklärung gekommen“ waren, als „Räuber und Nordbrenner“ zu qualifiziren wären, so würde diese kriminalrechtliche Qualifikation auch auf den Grafen Waldersee und das deutsch-ostasiatische Corps im China-Krieg zutreffen; in beiden Fällen ist sie gleich unzutreffend. Die Zerstörung von „Wäldern“ und „Dörfern“ soll schon öfter im Kriege mit Fug und Recht geübt worden sein. Das nach Ansicht des Herrn Professors „verständliche“ völkerrechtliche Verbrechen des türkischen Generals habe ich keineswegs als allein ausreichenden Grund der Repressalie hingestellt, sondern nur als wesentlich „administrativen“ Grund in Verbindung mit dem zweiten. Daß „Napoleons Behauptung richtig ist“, hat so lange als feststehend zu gelten, wie nicht das Gegentheil bewiesen ist, da auch der „Rassenmörder“ Napoleon vor dem Tribunal der Geschichte die selben Rechte hat wie jeder Angeklagte, der ja nicht den Unschuldbeweis zu führen, sondern vom Staatsanwalt den Schuldbeweis zu erwarten hat. Der Behauptung von Journeir und Sybel, daß die Besatzung von El-Arisch nur 700, höchstens 800 Mann betragen habe, steht gegenüber die von mir bereits citirte Angabe des Napoleon-Feindes Wachsmuth (als Ordentlicher Professor der Geschichte in Leipzig 1866 gestorben), daß es 1600 gewesen seien. Spätere historische „Zeugen“ haben aber vor früheren durchaus nicht immer den Vorzug größerer Klassizität; eher ist's umgekehrt.

Die Proviantvorräthe waren wahrscheinlich kaum halb so groß, da Napoleon in den „Bulletin“ und „Beuteberichten“ an seine Pariser regelmäßig ein blagueur und Renommist war und, zumal als junger Held von kaum dreißig Jahren, etwa im Maßstab von 2 (bis 3):1 aufzuschneiden pflegte. Nicht nur die Schwierigkeiten

der Ernährung, sondern diese in Verbindung mit denen der Bewachung bildeten den dritten kriegsrechtlichen Grund. Von den 12000 Mann, mit denen Napoleon am sechsten Februar aufgebrochen war, war vier Wochen später durch Kämpfe, Krankheit, die Strapazen des mörderischen Klimas vielleicht die Hälfte kriegsunfähig geworden. Ueber die „Abschlachtung“ sagt Walter Scott (II, 227), der doch gewiß kein fanatischer Bewunderer Bonapartes war: They were put to death to musketry . . . and the wounded were despatched with the bayonet. Uebrigens wiegt auf der Militärwaage die Differenz zwischen Stich und Schuß sehr wenig. Daß ich bei Sybel nicht Belehrung suchte, hat seinen guten Grund. Bei aller wissenschaftlichen Hochschätzung des hervorragenden Geschichtschreibers der deutschen Reichsgründung, bei aller menschlichen Liebe und politischen Bewunderung, die ich für seine beiden Helden hege, den edlen alten Kaiser und den Kanzler mit der eisernen Faust und dem eisernen Kopf, kann ich den Herold dieser deutschen Nationalhelden in Napoleon Fragen eben so wenig als gerechten Richter anerkennen, wie etwa Herr Professor von Pflugk-Hartung den französischen Nationalhistoriker Henri Martin als maßgebende Instanz erachten würde, von der er über den „Gedankengang“ Bismarcks in den Tagen belehrt werden sollte, da der eiserne Kanzler forderte, man solle den Artillerieangriff auf den Mont Avron und die Forts zu einem allgemeinen Bombardement auf die mit Menschen gefüllte innere Stadt Paris erweitern.

Gerichte Geschichtskritik ist nur angewandte Jurisprudenz.

Dr. jur. Moriz de Jonge.

Ich will mich nicht in den Streit mischen. Nur an ein paar Aussprüche Bonapartes erinnern, die für das Urtheil in Betracht kommen könnten; Graf Chaptal, der, als Verwalter wichtiger Staatsämter, zuletzt als Minister, dem Konsul und Kaiser sechzehn Jahre lang nah stand, hat sie in seinen Souvenirs aufbewahrt. Il suffit d'être juste avec des Français. Il faut être sévère avec des étrangers. „Wellington ist ein Reel! Er muß vor einem überlegenen Heer fliehen (in Portugal), aber er verwilligt noch auf der Flucht ein Gebiet von achtzig Meilen und ruhmtrübt so den Feind, ohne ihn zu bekämpfen. In Europa sind nur Wellington und ich zu solchen Maßregeln fähig; der Unterschied ist, daß dieses Frankreich, das man eine Nation nennt, mich tabeln würde, während England seinem Feldherrn zustimmt. Ganz frei war ich nur in Egypten; und da habe ich Wehnliches gethan. Man hat viel über die Verwüstung der Pfalz geredet und unsere elenden Geschichtschreiber benutzen die Sache noch immer zu Verleumdungen Ludwigs des Vierzehnten. Der Ruhm, diesen Entschluß gefaßt und ausgeführt zu haben, gebührt aber nicht dem König, sondern dem Minister Louvois; in meinen Augen bleibt die schönste That seines Lebens.“ Ueber die ägyptischen Vorgänge erzählt Chaptal: „Napoleon nahm in den Krieg die Gefühllosigkeit des Wesens mit, die in allen Phasen seines stürmischen Lebens der herrschende Zug war. Bei Jaffa ließ er siebentausend Türken erschließen, die sich bei der Kapitulation ergeben hatten. Fünf oder sechs Leute, die der gräßlichen Megelei entronnen waren, flohen nach Akka und bestimmten, durch die Meldung des Treubruches (attentat à la bonne foi), die Garnison, auf keinerlei Vorschläge zu hören und sich bis zum Tod zu vertheidigen. Das war die Hauptursache des Widerstandes, den Bonaparte bei Akka fand. Ungefähr um die selbe Zeit ließ er siebenundachtzig Soldaten, die an der Pest erkrankt waren, im Spital von Jaffa vergiften. Man versuchte es zuerst mit

Opium, das aber nicht die erwartete Wirkung hatte, und nahm dann Quecksilberchlorid. Auf dem Rückzug von Afrika ließ er in weitem Umkreis auf allen Felsen die Ernte verbrennen.* Das ist vor oder unmittelbar nach den Hundert Tagen geschrieben. Viele Züge, die zu dieser Darstellung passen, findet man in den Lettres inédites, die Monplon deshalb lange sekretiren ließ; da heißt es immer gleich: Fusilloz-molcos gons! Ich glaube, daß der große Korke den Vorwurf amoralischen Handelns belächelt und den Tabler gefragt hätte, ob er ihm einen Feldherrn, einen Politiker nur nennen könne, dem je gelungen sei, auf dem schmalen Saumpfad reinster Individualität sein Volk zur Mittagshöhe der Weltmacht zu führen.



Noch zwei Briefe. [I. Ein Offizier schreibt mir:

„Etwas verspätet ist mir die ‚Zukunft‘ mit dem Artikel, ‚Fünf Kaiserparaden‘ unter die Augen gekommen. Das Thema ist, um mich im Jargon unserer Zeitungen auszudrücken, nicht mehr aktuell. Die Zeitungsmänner reiten gar schnell, schneller als manche Toten; sie reden seitdem mit mehr oder weniger (meist weniger) Verständniß fürchtbar klug über den Fall Bille, allant droit au coeur des honnêtes gons, und haben schon die Federn getrocknet, die über die Rekrutenvereidigungen des Gardecorps berichtet haben. Gestatten Sie mir, auf die Gefahr hin, rückständig zu erscheinen, einige Worte zu den Kaiserparaden. Wenn es mit fünfem gethan wäre: meinethwegen. Kein Schade wärs auch, wenn sie sich in einer Woche zusammendrängten. Doch kommen im Lauf des Ausbildungsjahres andere dazu. Früher mit, neuerdings ohne Alarmblasen; verstummt sind die Kasinowipe, die auf der Kombination eines homonymen Wortes mit einer pathologischen Erscheinung beruhten. Mit Ausnahme Derer, die ‚aus Anlaß der Truppenschau‘ zur Deforation ‚dran‘ sind, empfinden Alle, besonders aber die für die Ausbildung in erster Linie verantwortlichen Regimentskommandeure und vielgeplagten Compagniechef, die Schau mindestens als eine unwillkommene Unterbrechung ihres Programmes, — mit der Gratis-Möglichkeit im Hintergrunde, nach glücklich überwundener Scylla normaler Besichtigungen der Charibdis der außergewöhnlichen zum Opfer zu fallen. Das nach den vorläufig neusten Begriffen schon alte Verfahren des Alarmblasens hatte wenigstens das Gute, daß nicht Tage lang vorher zu diesem besonderen Zweck gedrillt werden konnte und daß nur die in der Garnison Anwesenden sich der reinen Freude hinzugeben brauchten, bei der Truppenschau ‚eintreten‘ zu dürfen. Jetzt ist's anders. Wer das Glück hatte, nach der Bataillonbesichtigung, Schießübung oder Vergleichen seinem Vorgesetzten einige Wochen wohlverdienten Urlaubes abgerungen zu haben, wird telegraphisch für die Stunde der Schau zurückberufen. Er mag sehen, wie er die Mittel zu dieser Extratour aufreibt. Das höhere Dienstinteresse will es so haben. Rückenhaft würde es scheinen und unschön, wenn das Auge des Allerhöchsten Kriegsherrn die Truppeneinheiten durch jüngere als ihre eigentlichen Führer, Züge gar durch Unteroffiziere befehligt fände. Man hat zwar gehört, Das sei im Krieg die Regel und jede Charge müsse im Stande sein, die nächsthöhere zu ersetzen. Thut nichts. Die Ansprüche der Truppenschau sind wichtiger, wenns auch kein Verstand der Verständigen einfließt. Mit welcher Diensttreubigkeit mögen die Lieutenants dem Rufe Folge leisten, mit welcher sicheren Ueberlegenheit das neugeprägte Schlagwort ihrer französischen Berufsgenossen belächeln: La discipline de la conviction!“

II. Sehr geehrter Herr Harden, nachdem Theodor Mommsen eine Leichenfeier in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bereitet und der Segen der Religion gespendet worden ist, dürfte der folgende Brief vielleicht Manchen interessieren. Es war Mommsens vom neunten April 1900 datirte Antwort auf eine an ihn gerichtete Bitte, einer zur Propaganda der monistischen Weltanschauung zu begründenden Organisation beizutreten: „Es ist ein gefährliches Beginnen, die Seelen, welche in solcher Weltanschauung sich innerlich zusammenfinden, zu einer äußerlichen kirchgleichen Organisation zusammenschließen zu wollen; vor Allem darum, weil der gefestigte Mensch Das, worüber er mit sich im Reinen ist, in sich verschließt und verschließen muß, er kein Bedürfnis fühlt, weder zu predigen noch Predigten anzuhören. Verzeihen Sie mir das offene Wort und lassen den neuen Glauben sich weiter im Stillen bauen und erbauen.“ Mit auszeichneter Hochachtung Ihr ergebener Victor Fraenkl.

Emmy, Blanche, Schwester Abba, Lily, Lotte Wern, Elsa, Martha, Lilly, Ida, Annie, Schwester Sidlus, Schwester Kurzrock, Ella Chan, Helene, Gerda, Felicitä, Minna, Schwester Claire, Schwester Ellen, Irma, Klara, Gertha, Grete, Diane d'Oro; all diese Damen — und viele andere, die sich Fräulein, Madame oder Witwe nennen — empfehlen sich, mit genauer Adresse, in der Vossischen Zeitung. Alle in einem Blatt, dem vom neunundzwanzigsten November. Empfehlen sich als Masseurin und Manicure. Was dachten Sie denn? Auch Masseure soll es, nach einem glaubhaft klingenden Gerücht, geben; nur einer empfiehlt sich in diesem Blatt: ein Renommirer unter siebenzig Masseuren und Manicuren. Für alle Stadttheile, alle Nationalitäten ist gesorgt; und ganz reizend ist, daß all diese Heilgehilfinnen, trotzdem jede kleine Annoncenzeile vierzig Pfennige kostet, ihren Vornamen mit ins Blatt setzen. Besonders nett ist Diane d'Oro, Schwester Kurzrock und Lotte Wern. Da verlernt jeder das Fürchten vor rauhem Handgriff. Die „strengste Methode“, die früher in Inseraten beliebt war, darf nicht mehr annoncirt werden; dafür giebt jetzt „vornehmste Massage“, die auch nicht zu verachten sein mag. So ist's täglich, nicht nur im Adoent. Und die Behauptung, manche dieser Huldbinnen sei schon wegen unzüchtigen Handelns bestraft, ist sicher von läberlichen Lieutenants erfunden.

Herr Professor Moritz Schmidt, der die Stimmlippe des Kaisers von einem winzigen Polypchen befreit hat, ist, zur Belohnung, zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt worden und hat, mittheilsam, wie er ist, klug den Kollegen erzählt, daß Wilhelm der Zweite zu ihm gesagt habe, über diese Ernennung werde sich gewiß die ganze deutsche Laryngologie freuen. Gewiß ist's nicht. Die neue Excellenz gilt nicht für einen der ersten Laryngologen Deutschlands; viele Fachleute ziehen ihr den Berliner Fränkel und manchen Anderen vor. Und die Operation, die Schmidt im Neuen Palais zu machen hatte, bot kaum einem Anfänger Schwierigkeit. Mommsen, Birchow, Treitschke waren nicht Wirkliche Geheime Räte, Robert Koch, der die Heilkunde der Menschheit in neue Bahnen gedrängt hat, ist's heute noch nicht. Wer einem Monarchen Dienste leistet, ist jedes Lohnes werth, den der gut Bediente als Person zu vergeben hat. Staatliche Ehrentitel aber sollten nur den Gelehrten und Heilkünstlern verliehen werden, die durch wissenschaftliche Arbeit oder ungewöhnliche Praktikerleistung den Anspruch auf solche Würde erworben haben.